



Der Methodenstreit quantitativer und qualitativer Sozialforschung

unter besonderer Berücksichtigung der grundlegenden Unterschiede beider Forschungstraditionen

Sabrina Wolf
sabinawolf2707@aol.com

Augsburg, 12. Februar 2008



Inhaltsverzeichnis

I. HINFÜHRUNG	3
II. BEGRIFFSKLÄRUNGEN	5
2.1 Empirische Sozialforschung	6
2.2 Methoden der empirischen Sozialforschung	6
2.3 Quantitative und qualitative Methoden	6
2.4 Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung	8
III. QUANTITATIVE UND QUALITATIVE METHODEN	13
3.1 Der quantitative Ansatz	13
3.1.1 Zentrale Merkmale und Prinzipien	13
3.1.2 Ziele	15
3.1.3 Stärken.....	15
3.1.4 Schwächen.....	16
3.1.5 Anwendung	20
3.2 Der qualitative Ansatz	21
3.2.1 Zentrale Merkmale und Prinzipien	21
3.2.2 Ziele	24
3.2.3 Stärken.....	25
3.2.4 Schwächen.....	26
3.2.5 Anwendung	29
3.3 Tabellarische Gegenüberstellung der Ansätze	30
3.4 Bemerkung zur Abgrenzung der Methoden	32
3.5 Praktisches Beispiel: quantitative und qualitative Befragung	34
IV. DER WISSENSCHAFTLICHE METHODENSTREIT	36
4.1 Einführung in den Methodenstreit.....	37
4.2 Historische Entwicklung der Auseinandersetzung	38
4.3 Zentrale gegenwärtige wissenschaftliche Argumentationen	42
4.3.1 Tendenz zu einer vermittelnden Position	43
4.3.2 Grundformen der Methodenkombination	47
4.3.3 Integration quantitativer und qualitativer Methoden	55
4.3.4 Potentiale, Probleme und Perspektiven der Methodenkombination	57
V. FAZIT UND AUSBLICK.....	61
VI. LITERATURVERZEICHNIS.....	62

ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Merkmale des quantitativen und qualitativen Ansatzes.....	31
Tabelle 2: Ziele und Merkmale des quantitativen und qualitativen Ansatzes	32
Tabelle 3: Stärken des quantitativen und qualitativen Ansatzes	42
Tabelle 4: Schwächen des quantitativen und qualitativen Ansatzes	43
Tabelle 5: Grundlegende Formen der Methodenkombination.....	57

I. HINFÜHRUNG

„Trotz des von beiden Seiten bekundeten Willens,
in rationalem Geist die Kontroverse auszutragen,
behält diese ihren quälenden Stachel.“

Adorno (1972a, S. 78)

Innerhalb der Sozialwissenschaften wurden seit jeher vielfältige Kontroversen ausgetragen (vgl. Mayntz, 1972). Jedoch ein bestimmter Streitfall hat sich über die Zeit hinweg auf fast alle Geistes- und Sozialwissenschaften ausgedehnt: der so genannte Methodenstreit (Homann, 1989, S. 16). Albert (1962, S. 143) wirft ein, dass Methodenkontroversen in den Sozialwissenschaften schon immer eine größere Rolle gespielt hätten als in den Naturwissenschaften, was darauf zurückzuführen sei, dass sich in ihnen keine so einheitliche und allgemein akzeptierte methodische Tradition herausgebildet habe wie in den Naturwissenschaften.

Homann (1989) ist davon überzeugt, „daß [sic] die Sozialwissenschaften seit ihrer Entstehung in der Epoche des Methodenstreits leben“ und geht davon aus „daß [sic] dies bis auf alle absehbare Zeit so bleiben wird, da in ihm zwei logisch gleich mögliche Ziele der Wissenschaften miteinander konkurrieren“ (S. 3; vgl. auch Treumann, 1986, S. 93). Für Homann (1989, S. 1) liegt der Ursprung der Kontroverse in der Auseinandersetzung um die Entscheidung, ob die Sozialwissenschaften Gesetzes- oder Wirklichkeitswissenschaften, anders ausgedrückt also Natur- oder Geisteswissenschaften seien. Der Kern dieser Debatte ist nach seiner Auffassung also der Streit um ihr Ziel und ihre Aufgabe, der die Sozialwissenschaften seit ihrer Entstehung begleitet. Mayntz (1972), die ihre Aussage allerdings auf die Soziologie begrenzt, wirft ebenfalls ein: „Bestände Klarheit und Übereinstimmung über das Ziel soziologischer Arbeit, dann wäre auch der arbeitsteilige Beitrag aller verschiedenartigen Bemühungen für dieses Ziel deutlich erkennbar“ (S. 526). Diese Feststellung kann sicherlich auch für die anderen Sozialwissenschaften gelten.

Die besagte Auseinandersetzung wird allerdings meist nicht direkt um Ziel und Aufgabe geführt, sondern entzündet sich vielmehr regelmäßig an Meinungsverschiedenheiten bezüglich sachlicher Fragen und äußert sich in verschiedenen methodologischen Kontroversen, die als Methodenstreit bezeichnet werden (Homann, 1989, S. 1f, Treumann, 1986, S. 193). Die Grundlage für die vorliegende Arbeit soll jedoch eine konkrete Linie aus dem umfassenden Bereich des Methodenstreits bilden: die Auseinandersetzung zwischen den Anhängern der quantitativen Sozialforschung und jenen, die das qualitative Vorgehen als angemessener betrachten. Auch diese spezielle Kontroverse hat sich über die Zeit hinweg mit anderen Streitfragen verschränkt (Wilson, 1982), was eine fruchtbare Diskussion sowie die Beilegung der Streitigkeiten verständlicherweise beeinträchtigt.

Ein tatsächliches Ende der Auseinandersetzung wurde bis heute nicht erreicht; und das, obwohl viele Wissenschaftler seit Jahren davon überzeugt sind, dass diese „nicht selten ideologisch überhöhten“ (Ferchhoff, 1986, S. 215) methodologischen Debatten fruchtlos sowie unproduktiv sind und die strikte Gegenüberstellung quantitativer und qualitativer Methoden irreführend und den Forschungsgegenständen nicht angemessen sei (z.B. Heinze, 1995, S. 10; Ferchhoff, 1986, S. 215). Das Problem an der Kontroverse ist wohl, um es mit den Worten von Mayntz (1972) auszudrücken, „daß [sic] in einem Prozeß [sic] gegenseitiger Stereotypisierung verschiedene Orientierungen zu unvereinbaren Gegensätzen gestempelt werden, während sie tatsächlich in einem Verhältnis notwendiger Ergänzungen stehen“ (S. 526).

Jedoch hat sich die hitzige Debatte um quantitative und qualitative Methoden in den letzten Jahren durchaus etwas beruhigt und man geht auf wissenschaftlicher Ebene dazu über, herauszufinden, inwiefern sich die Methoden ergänzen bzw. auf welche Weise sie sich gegenseitig unterstützen können. Es wird mehr und mehr ein Miteinander der Methoden gefordert, diskutiert und in der Forschungspraxis auch umgesetzt, um das Beste für das jeweilige Forschungsziel zu erreichen.

Aufgrund der für diese Arbeit gewählten Linie des Streits um quantitative und qualitative Methoden soll nach den Begriffsklärungen die Beziehung zwischen der quantitativen und qualitativen Forschung auf verschiedenen Ebenen behandelt werden. In einem ersten Schritt wird daher auf die wesentlichen Merkmale bzw. Prinzipien der beiden Ansätze eingegangen. Anhand der Einhaltung dieser Prinzipien sollen die im Anschluss dargestellten Ziele des jeweiligen Ansatzes erreicht werden, in denen sich die individuellen Stärken bereits stark widerspiegeln. Die Stärken und auch die Schwächen der beiden Vorgehensweisen werden ebenfalls explizit herausgearbeitet, da sie die Basis für die Diskussionen innerhalb des Methodenstreits bilden. Hierbei wird vor allem die Bewertung der Qualität der Forschung anhand von wissenschaftlichen Gütekriterien großen Raum einnehmen, da dies in der Literatur ein nach wie vor kontrovers diskutierter Punkt ist. Schließlich werden noch die Anwendungsmöglichkeiten der beiden Bereiche dargestellt, wodurch deutlich werden soll, dass sowohl quantitative als auch qualitative Methoden aufgrund ihrer Stärken in verschiedenen Bereichen effektiv eingesetzt werden können. Denn nicht jedes Verfahren ist für jede Fragestellung geeignet, die Auswahl der Methodik hängt vielmehr davon ab, „ob die Methode auf das wissenschaftliche Problem ‚passt‘“ (Brosius & Koschel, 2001, S. 19). Eine Übersichtsgrafik, die die Ziele und Merkmale der beiden Vorgehensweisen gegenüberstellt, sowie einige Bemerkungen bezüglich einer Abgrenzung der Methoden schließen dieses Kapitel ab. Diese Ausführungen dürften dem Leser die der quantitativen und qualitativen Sozialforschung zugrunde liegende Logik näher bringen, damit ein ausreichendes theoretisches Grundverständnis der beiden Traditionen den weiteren Verlauf der Arbeit unterstützen kann.

Nachdem im zweiten Kapitel das für die Arbeit erforderliche Grundverständnis der beiden Vorgehensweisen geschaffen wird, soll im darauf folgenden Kapitel die bereits seit Jahrhunderten währende Auseinandersetzung zwischen den quantitativen und qualitativen Vertretern der empirischen Sozialforschung im Fokus stehen. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass aufgrund des vorgegebenen Umfangs der Arbeit eine Reduzierung auf den Methodenstreit in Deutschland vorgenommen wird. In einem ersten Schritt wird hier die historische Entwicklung der Kontroverse dargestellt, was den Weg für die wissenschaftlichen Standpunkte und Argumentationen in der neueren Literatur bereitet, um die es in der Folge gehen soll. Zunächst werden die wichtigsten Stärken und Schwächen der Vorgehensweisen beider Forschungstraditionen noch einmal visuell gegenübergestellt, da diese die Grundlage für die Argumentationen innerhalb der methodologischen Kontroverse und die Basis der gegenseitigen Abschottung bilden und immer noch bilden. Doch in der neueren Literatur gewinnt die Vermittlung zwischen den Fronten an Bedeutung. Die Wissenschaftler bemühen sich zunehmend um eine fruchtbare Beilegung der Streitigkeiten, um vor allem durch Kombinationen quantitativer und qualitativer Verfahren das Bestmögliche für die Fragestellung zu erreichen. In diesem Zusammenhang wird besonders auf die Möglichkeiten der Verknüpfung quantitativer und qualitativer Methoden sowie ihre Integration eingegangen, da diesen Themen in der aktuellen Literatur große Bedeutung zukommt.

Bis zu diesem Punkt der Arbeit soll versucht werden, möglichst viele der Argumente darzustellen, die im Laufe des Methodenstreits für oder gegen eine der beiden Positionen vorgebracht wurden. Das Ziel, einen lückenlosen Überblick über die Argumentationen zu geben, kann keinesfalls erreicht werden, da sich mittlerweile unzählige Autoren zu der Auseinandersetzung geäußert haben und eine Zusammenstellung aller Argumente in jedem Fall den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde. Der Bezugsrahmen der vorliegenden Arbeit soll dabei lediglich der übergeordnete Bereich der empirischen Sozialforschung sein; hier werden keine weiteren Differenzierungen nach sozialwissenschaftlichen Disziplinen vorgenommen.

II. BEGRIFFSKLÄRUNGEN

Der folgende Abschnitt klärt die wichtigsten verwendeten Begriffe, um ein einheitliches theoretisches Verständnis für den weiteren Verlauf der Arbeit zu schaffen. Dabei sollen zuerst die empirische Sozialforschung und ihre Methoden definiert werden. Anschließend wird geklärt, in welchem Verständnis die Begriffe der quantitativen und qualitativen Methoden verwendet werden sollen, bevor die vier Kriterien Verallgemeinerbarkeit, Gültigkeit, Intersubjektivität und Genauigkeit erläutert werden, die für die Bewertung der Wissenschaftlichkeit einer Methode bzw. Untersuchung bedeutend sind.

2.1 Empirische Sozialforschung

„Empirische Sozialforschung ist die systematische Erfassung und Deutung sozialer Tatbestände“ (Atteslander, 2003, S. 3). „Empirisch“ bedeutet dabei „erfahrungsgemäß“ und weist darauf hin, dass theoretisch formulierte Annahmen an spezifischen Wirklichkeiten überprüft werden. „Systematisch“ sagt aus, dass die Erfahrung der Umwelt nach Regeln zu geschehen hat, weshalb der Forschungsverlauf geplant werden und auch nachvollziehbar sein muss. Zu den sozialen Tatbeständen zählen beobachtbares menschliches Verhalten, Informationen über Erfahrungen, durch Sprache vermittelte Meinungen, Einstellungen, Werturteile, Absichten sowie von Menschen geschaffene Gegenstände (Atteslander, 2003, S. 3ff).

Da innerhalb der empirischen Sozialforschung wissenschaftlich gearbeitet wird, muss die wissenschaftliche Forschung von anderen sozialen Aktivitäten und alltäglichen Erkenntnisweisen abgegrenzt werden (Schnell, Hill & Esser, 1999, S. 5; Seipel & Rieker, 2003, S. 125). Hierfür sind Gütekriterien vorhanden, die die Frage nach der Wissenschaftlichkeit und Geltung empirischer Sozialforschung beantworten. Auf diese Kriterien wird in Kapitel 2.1.4 näher eingegangen.

2.2 Methoden der empirischen Sozialforschung

Die Methoden der empirischen Sozialforschung definiert Atteslander (2003) als „geregelt und nachvollziehbare Anwendung von Erfassungsinstrumenten“ (S. 5), wie beispielsweise die Befragung oder Beobachtung. An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass die Methoden der empirischen Sozialforschung in verschiedenen Disziplinen der Sozialwissenschaften verwendet werden. So bedienen sich nicht nur die Soziologie, sondern unter anderem auch die Sozialpsychologie, Sozialanthropologie und Ökonomie der empirischen Sozialforschung, und auch in den Sprach- und Literaturwissenschaften findet sie zunehmende Beachtung. Doch dies nur am Rande, da innerhalb der vorliegenden Arbeit, wie bereits erwähnt, keine Differenzierungen dieser Art vorgenommen werden sollen.

Als Methodologie wird die Lehre von den Methoden verstanden. Den Untersuchungsgegenstand der Methodologie stellen folglich die einzelnen Methoden dar (Dreier, 1997, S. 61). Im Rahmen dieser Arbeit sind die quantitative und qualitative Methodologie von Bedeutung, die „zwei unterschiedliche, aber nicht (!) diametral entgegengesetzte Formen“ (Dreier, 1997, S. 62) darstellen. Analog zu Dreier (1997) sind Methoden zunächst einmal „a-theoretisch und a-methodologisch“ (S. 62). Ihre methodologische Spezifizierung und Zuweisung zum quantitativen bzw. qualitativen Ansatz erhalten sie erst durch ihren Einsatz im Rahmen des jeweiligen Ansatzes (Dreier, 1997, S. 62).

2.3 Quantitative und qualitative Methoden

Um das Problem „Qualitative versus quantitative Forschung“ angemessen diskutieren zu können, wäre es von Vorteil, wenn allgemein akzeptierte Beschreibungen und Defi-

nitionen davon vorliegen würden, was vor allem genau unter der qualitativen Methodologie und ihren Methoden verstanden wird. Diese Voraussetzung ist jedoch nicht gegeben (Garz, 1995; Reichertz, 1986, S. 2ff; Wolf, 1995). Zwar wurde oftmals versucht, die beiden Richtungen vor allem auch aufgrund ihrer methodologischen Basis voneinander abzugrenzen und zentrale Unterscheidungsmerkmale zu finden. Dies gelang jedoch nur unzureichend, da die Einstellungen und Überlegungen innerhalb und vor allem zwischen den beiden Positionen oft sehr uneinheitlich und strittig sind (Achtenhagen, 1984; Wolf, 1995). So gibt es beispielsweise in der qualitativen Forschungslandschaft eine Vielzahl von Methoden und Ansätzen, wodurch das Finden einer einheitlichen Definition und einer Ordnung des qualitativen Ansatzes erschwert wird (Ferchhoff, 1986, S. 217; Reichertz, 1986, S. 2). Außerdem würde eine exakt festgelegte Definition qualitativer Forschung auch deren Grundidee der Flexibilität widersprechen (Steger, 2003, S. 1). Daher versuche ich im Folgenden, durch eine Zusammenstellung der wichtigsten Definitionen qualitativer Methoden eine ausreichende Grundlage für die vorliegende Arbeit zu schaffen und die wesentlichen Aspekte herauszustellen.

Nach Gläser und Laudel (2006) beruhen qualitative Methoden „auf der Interpretation sozialer Sachverhalte, die in einer verbalen Beschreibung dieser Sachverhalte resultiert“ (S. 24). Schwartz und Jacobs (1979) heben diese Eigenschaft ebenfalls als Definitionsmerkmal hervor, wobei hier speziell von der Soziologie die Rede ist: "Qualitative Sociologists [...] report observations in the natural language at large. They seldom make counts or assign numbers to these observations“ (S. 4). Kleining (1995) definiert qualitative Methoden als Verfahren, mit denen qualitative Daten erstellt werden können. Qualitative Daten wiederum seien solche, „die *soziale Gegenstände* so beschreiben, daß [sic] sie die dem Gegenstand eigenen Verhältnisse, besonders *Bedeutung, Strukturen* und *Veränderungen* erfassen“ (Kleining, 1995, S. 13, Hervorheb. i. O.). Raithel (2006) spricht dieses Merkmal ebenso an: die besonderen Eigenschaften der Merkmale des Untersuchungsgegenstandes sollen mit Hilfe qualitativer Methoden möglichst differenziert, genau und nahe am Gegenstand erfasst werden (S. 8). Brosius und Koschel (2001) bringen die Definitionen von Kleining (1995) und Raithel (2006) auf den Punkt: „Qualitative Methoden beschreiben ein komplexes Phänomen in seiner ganzen Breite“ (S. 18).

Es erscheint als wesentlich, dass qualitative Methoden den Untersuchungsgegenstand zum einen verbal und zum anderen möglichst detailliert, ganzheitlich und umfassend beschreiben. Dies soll als allgemeine Definition für den weiteren Verlauf der dienen.

Bei der quantitativen Sozialforschung hingegen lassen sich in der Literatur weitgehende Übereinstimmungen bezüglich einer Definition finden. Nach Brosius und Koschel (2001) sind quantitative Verfahren solche, „in denen empirische Beobachtungen über wenige, ausgesuchte Merkmale systematisch mit Zahlenwerten belegt und auf einer zahlenmäßig breiten Basis gesammelt werden“ (S. 17). Auch Gläser und Laudel (2006) stellen den Umgang mit Zahlen in den Mittelpunkt: „Quantitative Methoden beruhen auf einer Interpretation sozialer Sachverhalte, die in der Beschreibung der Sachverhalte

durch Zahlen resultiert. Dabei werden entweder die Merkmale der Sachverhalte oder die Häufigkeit des Auftretens von Merkmalen durch Zahlen beschrieben“ (S. 24). Schwartz und Jacobs (1979) definieren quantitative Methoden ebenso: "they produce data by counting and 'measuring' things“ (S. 4) und auch nach Raithel (2006) ist mit quantitativ „eine Abbildung des empirischen Relativs (Erfahrungstatsachen [...]) auf ein numerisches Relativ (Zahlen)“ (S. 8) gemeint. Der Begriff beziehe sich demnach auf das Messen und Zählen sowie die ihm zugehörige Form der Ergebnispräsentation.

Bei allen genannten Definitionen steht die Reduktion der Wirklichkeit auf Zahlen, die auf einer breiten Basis gesammelt werden, im Vordergrund, was daher als das zentrale Merkmal quantitativer Methoden angesehen werden kann.

Gemäß der Definitionen quantitativer und qualitativer Methoden kann man sie unter dem Aspekt ihrer Dimension vergleichen: quantitative Untersuchungen liefern Erkenntnisse auf breiter Basis; durch das qualitative Vorgehen werden tiefe Einsichten in ein untersuchtes Phänomen erzielt (Brosius & Koschel, 2001, S. 18).

Jedoch muss stets beachtet werden, dass die Begriffe quantitativ und qualitativ in der Literatur oftmals nicht eindeutig verwendet werden und sich teilweise auf das ganze Vorgehen oder auch nur auf einzelne Schritte beziehen (Achtenhagen, 1984). Auch können Missverständnisse entstehen, wenn bei der Verwendung der Bezeichnungen nicht zwischen quantitativen und qualitativen Daten sowie den jeweiligen Erhebungs- und Auswertungsmethoden beider Ansätze unterschieden wird (Witt, 2001, S. 2). Zudem werden die Ebenen der Theorie und der Verfahren oftmals vermischt, da beide Ebenen mit den Attributen quantitativ und qualitativ versehen werden (Mohler, 1981).

2.4 Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung

Um die Qualität und Wissenschaftlichkeit des Forschungsprozesses zu gewährleisten, ist die Einhaltung wissenschaftlicher Kriterien nötig. Diese Gütekriterien dienen als „Zielvorgaben und Prüfsteine“ (Lamnek, 2005, S. 142) einer Methode. Aufgrund der unterschiedlichen Zielsetzung und Vorgehensweise der quantitativen und qualitativen Sozialforschung bestehen auch Unterschiede hinsichtlich ihrer Prüfkriterien, da diese „vor allem an die wissenschaftstheoretische und methodologische Konzeption gebunden“ (Lamnek, 2005, S. 143) sind. Für die traditionelle quantitative Forschung wurden einige exakt definierte Kriterien entwickelt, die jedoch nur bedingt und in modifizierter Form auf die qualitative Sozialforschung übertragbar sind (Flick, 1991, S. 4; Küchler, 1983, S. 17; Kromrey, 1998, S. 514; Mayring, 1990, S. 100f; Treumann, 1986, S. 194). Auch werden teilweise vollkommen neue Kriterien für qualitative Methoden entwickelt (z.B. Mayring, 1990, S. 103ff; Steinke, 1999, S. 205ff) oder entsprechende Kriterien werden für das qualitative Vorgehen in einzelnen Fällen ganz abgelehnt (vgl. Steinke, 1999, S. 50ff; Steger, 2003, S. 16).

Auch gibt es kein einheitliches und allgemein akzeptiertes Konzept für qualitative Gütekriterien (Seipel & Rieker, 2003, S. 131), da die qualitativen Vertreter laut Tashakkori

und Teddlie (1998, S. 89) auch lange Zeit keinen ernsthaften Versuch unternommen haben, sich mit den Aspekten der Qualität wissenschaftliche Forschung auseinanderzusetzen und die Begriffe für die eigene Forschung zu klären. Im Folgenden soll daher eine möglichst gemeinsame Basis von Gütekriterien für die quantitative und qualitative Sozialforschung geschaffen werden, indem vier übergeordnete Kriterien herausgegriffen werden, die für beide Ansätze und auch für die Diskussionen innerhalb des Methodenstreits eine tragende Rolle spielen.¹

Verallgemeinerbarkeit

Das Kriterium der Verallgemeinerbarkeit hat einen hohen Stellenwert in der wissenschaftlichen Forschung, da es bei der Verallgemeinerbarkeit um die Frage nach der Übertragbarkeit der theoretischen Erkenntnisse auf praktische Kontexte geht (Steinke, 1999, S. 246).

In der quantitativen Sozialforschung hat sich eine von den Naturwissenschaften kommende Ausprägung der Verallgemeinerbarkeit in Form des Kriteriums der Repräsentativität etabliert. Repräsentativität von Ergebnissen ist hier gewährleistet, wenn die für die Untersuchung aus der Grundgesamtheit ausgewählte Stichprobe in ihren Merkmalen der Grundgesamtheit entspricht. Dadurch können die Daten der Teilgruppe verallgemeinert werden (Brosius & Koschel, 2001, S. 80f; Burzan, 2005, S. 127). Um dies zu sichern, werden in der quantitativen Sozialforschung Zufallsstichproben durchgeführt (Brosius & Koschel, 2001, S. 80).

Repräsentativität erscheint in der qualitativen Sozialforschung nicht so bedeutsam (Lamnek, 2005, S. 183). Auch ist beispielsweise eine Stichprobenrepräsentativität nicht gegeben, da die Probanden in qualitativen Untersuchungen gezielt ausgewählt werden und das Sample bei Bedarf auch erweitert wird (Lamnek, 2005, S. 184). Hier wird also kaum Wert auf die statistische Repräsentativität und eine Verallgemeinerbarkeit gelegt: „For most QUALs, generalizations to other individuals, settings, and times are not desired“ (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 65). Im Gegensatz zum quantitativen Vorgehen, in dem durch die Wahl der Stichprobe eine bestimmte Zielgruppe repräsentiert werden soll, geht es in der qualitativen Forschung vielmehr um das „Typische“, das durch Typenbildung festgestellt wird. Qualitative Untersuchungen sind nicht in der Lage, das quantitative Prinzip der Repräsentativität zu erreichen, da hier das Allgemeine im Besonderen gefunden und nicht das Besondere auf das Allgemeine übertragen werden soll, wie es durch das Repräsentativitätskonzept gefordert wird. Generalisierungen sollen hier durch typische Fälle ermöglicht werden (Lamnek, 2005, S. 186f). Des Weiteren werden die Annahmen und Ergebnisse qualitativer Forschung als an die Zeit und den Kontext gebunden gesehen, was Grenzen der Verallgemeinerbarkeit bedingt (Steinke, 1999, S. 251; Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 65).

¹ Weitere Ausführungen zu den klassischen Gütekriterien und deren Übertragung auf die qualitative Sozialforschung sind bei Steinke (1999) zu finden.

Intersubjektivität

In der quantitativen Sozialforschung wird im Zusammenhang mit dem Kriterium der Intersubjektivität meist mit dem Begriff der Objektivität argumentiert, der eine Ausprägung der übergeordneten Intersubjektivität darstellt. Objektivität gilt dabei als notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingung der Gültigkeit (siehe unten). Objektivität meint nach Bortz und Döring (2005) einen „interpersonalen Konsens“ (S. 326), was bedeutet, dass unterschiedliche Forscher bei der Untersuchung desselben Sachverhalts mit denselben Methoden zu vergleichbaren Ergebnissen kommen müssen. Unter Objektivität wird also das Ausmaß der Unabhängigkeit der Ergebnisse vom Untersuchungsleiter und vom Auswerter verstanden (Bortz & Döring, 2005, S. 194). Objektivität erfordert Transparenz, also eine genaue Beschreibung des methodischen Vorgehens, und ein gewisses Maß an Standardisierung (Bortz & Döring, 2005, S. 327). Im quantitativen Ansatz soll Objektivität durch eine strenge Standardisierung der äußeren Bedingungen und die Ausschaltung alles Subjektiven erlangt werden. Eine Trennung zwischen Subjekt und Objekt der Erkenntnis wird gefordert. Die soziale Interaktion zwischen Forscher und Beforschten ist daher minimal zu halten (Burzan, 2005, S. 32; Steinke, 1999, S. 134ff).

Im qualitativen Ansatz wird dagegen der Begriff der Intersubjektivität bevorzugt. Diese möchte man sicherstellen, indem man im subjektiven Erleben der Untersuchten vergleichbare Situationen erzeugt, sich auf den Probanden einstellt und beispielsweise bei einer qualitativen Befragung die Fragen im Gesprächsverlauf an die jeweilige Person anpasst (Bortz & Döring, 2005, S. 327; Lamnek, 2005, S. 173f). Intersubjektivität entsteht also aus der Subjektivität der Interaktionspartner, von der man sich im Laufe des Forschungsprozesses durch Generalisierungen lösen möchte (Lamnek, 2005, S. 180). Hier ist keine Trennung von Subjekt und Objekt, also von Forscher und Gegenstand, gegeben. Die geforderte Distanz in der quantitativen Forschung wird hier zur Beziehung zwischen den beiden Positionen, die Subjektivität des Untersuchten und des Forschers hat einen hohen Stellenwert (Steinke, 1999, S. 136ff).

Folglich wird das, was in der wissenschaftlichen Forschung über das Subjektive hinausgeht, in der quantitativen Forschung über Objektivität, in der qualitativen Forschung über Intersubjektivität hergestellt. Doch der Begriff der Intersubjektivität wird meist auch in der quantitativen Sozialforschung akzeptiert. Beispielsweise Kleinig (1995; S. 150ff) trifft keine Unterscheidung zwischen der quantitativen und qualitativen Sozialforschung, wenn er sagt, dass der sozialwissenschaftliche Objektivitätsbegriff der des Intersubjektiven sei. Das Subjektive sei Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Forschungen, das Ziel der Sozialwissenschaften sei durch ihren Gegenstand des Sozialen – im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Forschung, welche auf Objektivität abziele – das Intersubjektive. Steinke (1999, S. 207ff) hebt ebenfalls hervor, dass Objektivität auch eine intersubjektive Übereinstimmung zwischen zwei oder mehr Forschern hinsichtlich der Durchführung und Auswertung einer Untersuchung bedeute. Diese Übereinstimmung erfordere wiederum intersubjektive Nachvollziehbarkeit, wel-

che in der qualitativen Forschung durch die Dokumentation des Forschungsprozesses, Interpretationen in Gruppen sowie durch die Vereinheitlichung des methodischen Vorgehens erreicht werde (Steinke, 1999, S. 208ff). Somit ist auch die qualitative Forschung in diesem Sinne objektiv und der vermeintliche Gegensatz zwischen der quantitativen und qualitativen Forschung kann durch das Kriterium der Intersubjektivität aufgelöst werden.

Gültigkeit

Die Gültigkeit wissenschaftlicher Forschung gilt sowohl in der quantitativen als auch in der qualitativen Forschung als das wichtigste Gütekriterium einer Datenerhebung (Bortz & Döring, 2005, S. 327) und ist das „Maß für die Brauchbarkeit von Forschungsmethoden“ (Mayer, 2004, S. 88).

In der quantitativen Sozialforschung spricht man in diesem Zusammenhang von Validität. Damit wird der Grad ausgedrückt, mit dem eine Untersuchung die Merkmale misst, die gemessen werden sollen (Bortz & Döring, 2005, S. 199). Bei quantitativen Untersuchungen wird zwischen interner und externer Validität unterschieden. Interne Gültigkeit liegt dann vor, wenn die Veränderung einer untersuchten Variable tatsächlich auf das Treatment und nicht auf den Einfluss von Störfaktoren zurückzuführen ist. Unter der externen Validität wird die Möglichkeit verstanden, die ermittelten Ergebnisse generalisieren, also auf andere Personen in anderen Kontexten übertragen, zu können (Lamnek, 2005, S. 150; Schnell et al., 1999, S. 209f). Die externe Validität steht folglich in engem Zusammenhang mit dem Kriterium der Verallgemeinerbarkeit. Interne und externe Validität werden in der quantitativen Forschung durch die Kontrolle der äußeren Bedingungen und Störfaktoren auf verschiedenen Ebenen hergestellt (Steinke, 1999, S. 160ff). In der Literatur zum quantitativen Ansatz werden noch weitere Formen der Validität unterschieden (vgl. Lamnek, 2005, S. 151ff). Die wichtigste Form ist dabei, nach Seipel und Rieker (2003), die Konstruktvalidität. Dabei werden die Ergebnisse durch die Formulierung neuer Hypothesen oder die Verwendung bestehender Hypothesen erklärt und die Hypothese wird ihrerseits durch eine weitere Untersuchung überprüft. Es geht folglich um die Prüfung „der Angemessenheit der operationalen Definition eines Begriffs“ (Lamnek, 2005, S. 152).

Auch in der qualitativen Sozialforschung wird die Differenzierung zwischen interner und externer Gültigkeit praktiziert. Doch vor allem wegen der hohen Stellung der Subjektivität in der qualitativen Forschung können die interne und externe Validität, wie sie die quantitative Forschung definiert, nicht erfüllt werden (Steinke, 1999, S. 162ff). Die externe Gültigkeit bezeichnet hier die „Realitätshaltigkeit der Daten, die unter Anwendung bestimmter Erhebungsmethoden gewonnen werden“ (Volmerg, 1983, S. 124). Die interne Gültigkeit drückt die intersubjektive Überprüfbarkeit und damit die Zuverlässigkeit der Erhebung aus (Volmerg, 1983, S. 125). Auf der Basis dieses Verständnisses von Gültigkeit in der qualitativen Forschung besteht demnach ein enger Zusammenhang mit den Kriterien der Intersubjektivität und der Zuverlässigkeit, wobei sich Letzteres im

anschließend erläuterten Kriterium der Genauigkeit widerspiegelt. Nach Tashakkori und Teddlie (1998, S. 70) wird das Kriterium der internen Gültigkeit in der qualitativen Forschung bevorzugt als Glaubwürdigkeit diskutiert. Diese soll gesichert werden, indem die erzielten Ergebnisse für jene Personen glaubwürdig sind, deren Wirklichkeit rekonstruiert oder beschrieben wurde.

Im qualitativen Ansatz sind ebenfalls spezielle Strategien zur Sicherstellung der Gültigkeit vorhanden (vgl. Lamnek, 2005, S. 155ff). Sprechen qualitativ orientierte Forscher von Gültigkeit, meinen sie laut Lamnek (2005) damit vor allem die ökologische Validität, welche „die Gültigkeit im natürlichen Lebensraum der Untersuchten bzw. der Gruppe“ (S. 155) bezeichne. Gültige Informationen können laut diesem Prinzip nur im natürlichen Lebensraum der Forschungsgegenstände und Untersuchungspersonen gewonnen werden. Der Datenerhebungsprozess soll daher möglichst gut an die Eigenheiten des natürlichen Lebensraumes angepasst und die jeweiligen Umweltbedingungen des Lebensraums werden auch in der Interpretation und Analyse der Daten berücksichtigt (Bortz, 2005, S. 200; Lamnek, 2005, S. 155).

Genauigkeit

Das Kriterium der Genauigkeit spiegelt sich im quantitativen Ansatz im Kriterium der Reliabilität wider. Die Reliabilität gibt dabei den Grad der Messgenauigkeit eines Instrumentes an (Bortz & Döring, 2005, S. 195). Reliabilität liegt vor, wenn bei mehreren Erhebungen der gleichen Messobjekte gleiche Ergebnisse erzielt werden können, bzw. wenn ein Messgerät bei mehreren Messungen mit der gleichen Methode gleiche Messergebnisse liefert, was die Zuverlässigkeit der Methode sichert (v. Saldern, 1995, S. 354). Daher ist in diesem Zusammenhang eher von Zuverlässigkeit als von Genauigkeit die Rede. In der quantitativen Sozialforschung sind verschiedene Verfahren wie beispielsweise durch Paralleltests bekannt, mit deren Hilfe die Reliabilität einer Methode beurteilt werden kann (vgl. Lamnek, 2005, S. 167f; Steinke, 1999, S. 146ff).

In der qualitativen Sozialforschung hingegen wurden bisher keine Alternativen zu den herkömmlichen Standards der Reliabilität entwickelt (Lamnek, 2005, S. 169), obwohl man sich unter anderem aufgrund der mangelnden Standardisierung qualitativer Forschung einig ist, dass dieses quantitative Kriterium nicht auf sie übertragen werden kann, da das Kriterium der Reliabilität beispielsweise eine Stabilität des Untersuchungsgegenstandes unterstellt, was mit dem qualitativem Vorgehen und der qualitativen Auffassung nicht vereinbar ist (z.B. Steinke, 1999, S. 155). Die Zuverlässigkeit steht hier in engem Zusammenhang mit der internen Gültigkeit, wie oben bereits angedeutet wurde, da der Grad der Zuverlässigkeit des Realitätsgehalts der Erhebungssituation über die interne Gültigkeit der Methoden entscheidet (Volmerg, 1983, S. 124). Zudem wird die Zuverlässigkeit in qualitativen Untersuchungen „durch Handlungs- bzw. Denkanweisungen zur maximalen strukturellen Variation der Perspektiven sowie durch Such- und Findehilfen bei der Reduzierung des Ausgangsmaterials auf gemeinsame Strukturen“ (Lamnek, 2005, S. 170) erhöht. Zur Verlässlichkeit, die sich aus der Ge-

nauigkeit der Methode ergibt, gehört nach Gläser und Laudel (2006, S. 27) in der qualitativen Sozialforschung vor allem, dass Kollegen und Leser nachvollziehen können, wie das Wissen produziert wurde. Diese Forderung ist wiederum eng verschränkt mit der oben dargestellten Intersubjektivität.

III. QUANTITATIVE UND QUALITATIVE METHODEN

Trotz der auftretenden Differenzen in der Literatur soll im Folgenden versucht werden, die wichtigsten Merkmale und Prinzipien des qualitativen und quantitativen Ansatzes darzustellen, um ein umfassendes Bild beider Ansätze zu vermitteln. Die methodologischen Prinzipien beider Forschungstraditionen haben dabei als allgemeine Forderungen an die Untersuchungsstrategien und Methoden große Bedeutung (Gläser & Laudel, 2006, S. 27). Anschließend werden die Ziele der beiden Ansätze, die sich teilweise bereits anhand ihrer Merkmale erkennen lassen, dargestellt, bevor eine ausführliche Darstellung ihrer Stärken und Schwächen sowie der Anwendungsmöglichkeiten folgt.

Bei Gegenüberstellungen der quantitativen und qualitativen Methodologie werden in der Literatur meist idealtypische und manchmal sogar extremtypische Aussagen gewählt, um die Differenzen möglichst prägnant erscheinen zu lassen (Lamnek, 2005, S. XI). Auch mögen derartige Gegenüberstellungen teilweise etwas überzeichnet wirken. Jedoch erleichtern sie – Lamnek (2005, S. XI) bestätigt dies ebenfalls – das Verständnis der beiden Forschungstraditionen, weshalb ich diese Vorgehensweise in meinem Rahmen als legitim erachte. Auch ist weder das quantitative noch das qualitative Paradigma² ein homogener Block (Lamnek, 2005, S. 293). Die Prinzipien und Differenzen können daher letztlich nur gegenstandsbezogen beurteilt werden.

3.1 Der quantitative Ansatz

Die Exaktheit der Naturwissenschaften ist das Vorbild der quantitativen Methodik, bei der Daten gemäß dem Vorgehen in den Naturwissenschaften als objektive Messwerte aufgefasst werden. Dies ist die Grundlage für die Gestaltung des quantitativen Vorgehens, bei dem, wie bereits erwähnt, ein starker Bezug zum Umgang mit Zahlen vorhanden ist (Bortz & Döring, 2005, S. 299; Burzan, 2005, S. 23).

3.1.1 Zentrale Merkmale und Prinzipien

Um objektive Messwerte zu erlangen, müssen die Bedingungen, unter denen das zu untersuchende soziale Phänomen auftritt, so weit wie möglich kontrolliert werden. Störfaktoren, die das Ergebnis verfälschen könnten, sind zu eliminieren. Entsprechende Faktoren können beispielsweise Reifungsprozesse der Probanden oder Messeffekte sein (Schnell et al., 1999, S. 207f). In diesem Zusammenhang müssen auch die vom

² Der Begriff des Paradigmas wird sehr vielfältig verwendet. Für die vorliegende Arbeit soll der Begriff auf seinen Kern zurückgeführt und als Synonym für Ansatz eingesetzt werden (vgl. v. Saldern, 1995, S. 332f).

Untersucher selbst ausgehenden Einflüsse und seine Subjektivität sowie die der untersuchten Personen eliminiert werden, was nach quantitativen Gesichtspunkten zur Objektivität verhilft. Auf diese Weise können theoretische Zusammenhänge sauber operationalisiert werden, was nach der Auffassung der Vertreter quantitativer Verfahren zu verallgemeinerbaren Ergebnissen führt und damit eine Aufstellung allgemeingültiger Gesetze ermöglicht (Flick, 1995, S. 10f; Kuchler, 1983, S. 10). In diesem Zusammenhang spielt auch die Menge der untersuchten Personen eine große Rolle: in quantitativen Verfahrensweisen wird eine große Zahl von Fällen miteinbezogen, wodurch ausreichende Häufigkeiten für bestimmte Merkmalskombinationen erreicht und statistisch ausgewertet werden können. Dies sollen die entsprechenden quantitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden gewährleisten (Gläser & Laudel, 2006, S. 25).

Aufgrund des in der Definition erwähnten quantitativen Vorgehens, Merkmale und ihre Ausprägungen durch Zahlenwerte auszudrücken, ergibt sich ein weiterer zentraler Aspekt: kennzeichnend für das quantitative Vorgehen ist die Reduktion komplexer Zusammenhänge auf wenige Aussagen (Brosius & Koschel, 2001, S. 17f; Gläser & Laudel, 2006, S. 24). Des Weiteren zeichnet sich das quantitative Vorgehen durch einen linearen Forschungsprozess aus: erst wird eine präzise formulierte und strukturierte Forschungsfrage oder Hypothese entwickelt, die schließlich mit Hilfe eines angemessenen Instruments zur Datenerhebung überprüft wird. Durch die Auswertung der erhobenen Daten durch statistische Verfahren kann die zuvor aufgestellte Hypothese widerlegt werden (Burzan, 2005, S. 23).³ Das quantitativ orientierte Vorgehen der Hypothesenprüfung folgt wissenschaftstheoretisch betrachtet einer deduktiven Logik, bei der der Forscher vom Allgemeinen, also von der Theorie oder Hypothese, auf das Besondere in Form von Einzelfällen schließt. Quantitative Sozialforschung ist daher eine Hypothesen prüfende Vorgehensweise; es wird kein neues Wissen erzeugt (Bortz & Döring, 2005, S. 299; Lamnek, 2005, S. 21).

Im deduktiven Vorgehen dürfen während der Durchführung der Untersuchung keine Modifikationen vorgenommen werden, da ansonsten die Vergleichbarkeit der Daten gefährdet wäre. Diese Vergleichbarkeit ist in der quantitativen Logik die Voraussetzung dafür, dass Daten rechnerisch zusammengefasst sowie mit statistischen Verfahren ausgewertet werden können (Witt, 2001). Die deduktive Logik wird auch in den Naturwissenschaften angewandt, wobei sie in dieser Disziplin weit weniger umstritten ist als in den Sozialwissenschaften, da hier die Zusammenhänge sozialer sowie kultureller Prozesse und Phänomene weniger deterministisch sind. Daher ist die deduktive Logik in der Sozialforschung eher als idealtypisch anzusehen (Burzan, 2005, S. 23).

³ Laut dem Ansatz des Kritischen Rationalismus, der als der gegenwärtige Stand der Wissenschaftstheorie angesehen wird, ist es nicht möglich, eine Hypothese zu verifizieren, sie also als wahr zu bestätigen, da niemals alle denkbaren Fälle untersucht werden können. Für eine Falsifikation, also Widerlegung einer Hypothese, reiche es hingegen aus, einen einzigen widersprüchlichen Fall zu finden. So kann sich eine Annahme im quantitativen Denken also höchstens bewähren, solange sie nicht widerlegt werden kann (Brosius & Koschel, 2001, S. 45f; Burzan, 2005, S. 24). Hier sind jedoch Differenzen auszumachen. Beispielsweise Girtler (1992, S. 23f) widerspricht der Anwendung des Falsifikationsprinzips, da menschliches Handeln nicht gesetzmäßig ablaufe und nicht vorhersehbar sei.

Damit die hohen Anforderungen der quantitativen Forschungsmethodik erfüllt werden können und eine Vergleichbarkeit der Daten gewährleistet werden kann, wurden allgemein verbindliche Standards für die Durchführung und Beurteilung quantitativer Forschung eingeführt. So soll gesichert werden, dass sich die Daten ausschließlich auf die Prüfung der Hypothese richten (Burzan, 2005, S. 22). Wegen des hohen Maßes der Standardisierung und Verwendung statistischer Auswertungsverfahren werden quantitative Methoden auch als hart oder starr bezeichnet (Lamnek, 2005, S. 26).

3.1.2 Ziele

Einige der Ziele quantitativer Sozialforschung wurden in der Beschreibung ihrer Prinzipien bereits deutlich. Ein Ziel quantitativer Forschung ist das Messen von Merkmalen und deren Häufigkeiten (Lamnek, 2005, S. 341f). Auf der Ebene der Merkmale wird dies durch das hohe Maß an Standardisierung und die Verwendung statistischer Verfahren unterstützt. Die großen Fallzahlen sowie die Reduktion der komplexen Informationen auf wenige Aussagen ermöglichen dies ebenfalls. Die Standardisierung gewährleistet weiterhin, dass vergleichbare Daten generiert werden können. Die Vergleichbarkeit der Ergebnisse wird darüber hinaus durch die Anwendung statistischer Auswertungsmethoden und die Informationsreduktion unterstützt. Zusätzlich spielen hier auch die Ausschaltung von Subjektivität und der Störfaktoren sowie die Kontrolle der äußeren Bedingungen eine wichtige Rolle.

Mit Hilfe von quantitativen Methoden sollen ferner Hypothesen überprüft werden (Dreier, 1997, S. 69), was auf der Ebene der Prinzipien durch den linearen Forschungsablauf und das deduktive Vorgehen ausgedrückt sowie durch die Kontrolle der Störfaktoren ermöglicht wird. Dabei sollen diese Theorien über die Realität „frei von Werturteilen, nicht-empirischen Begründungen und Vagheiten“ (Dreier, 1997, S. 69) sein. Im Rahmen der quantitativen Forschung möchte man weiterhin zu allgemeingültigen und verallgemeinerbaren Ergebnissen gelangen, von denen schließlich nach dem deduktiven Prinzip auf Einzelfälle geschlossen werden kann (Bortz & Döring, 2005, S. 299; Burzan, 2005, S. 23). Dieses Ziel wird durch die große Zahl der untersuchten Fälle erreicht, durch die man ausreichende und statistisch auswertbare Häufigkeiten erlangt. Auch die Zufallsauswahl der Fälle unterstützt die Verallgemeinerbarkeit.

Quantitativ vorgehende Forschung will zudem gültige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge feststellen. Dies wird durch die vollständige Standardisierung, die Kontrolle der Rahmenbedingungen und die Beseitigung eventueller Störfaktoren gewährleistet. Diese drei Aspekte stehen wiederum in direktem Zusammenhang mit der geforderten Objektivität, die darüber hinaus durch die Ausschaltung jeglicher Subjektivität erreicht werden soll.

3.1.3 Stärken

Trotz der in den letzten Jahrzehnten stetig zunehmenden Kritik an der quantitativen Sozialforschung und der steigenden Bedeutung qualitativer Verfahren sieht Atteslander

(2003, S. 379) einen nach wie vor ungebrochenen Trend zur Quantifizierung, der auf den Stärken quantitativer Forschung basiert.

Die Stärken der quantitativen Forschung sind laut Hartmann (1970, S. 105ff), dass sie zum einen die Klarheit des Denkens erhöht und zum anderen eine bessere Organisation von bestehendem Wissen gestatte. Darüber hinaus betont er, dass die quantitative Analyse Entscheidungen über diesbezügliche zukünftige Arbeiten erleichtern würde und es zudem ermögliche, komplexe Gegenstände, die nur sehr lang und umständlich in Worte gefasst werden könnten, auf eine kurze Formel zu bringen. Schließlich seien mit Hilfe dieses Vorgehens auch sehr feine und präzise Messungen möglich. Heinze (1995) schreibt den quantitativen Methoden ebenso die Fähigkeit zu, Informationen überschaubar und handhabbar für die Analyse zu machen. Zudem seien sie in der Lage, Erstinformationen über Grobstrukturen und Anschaulichkeit eines „ansonsten diffus bleibenden Datenmaterials“ (S. 13) zu liefern.

Treumann (1986, S. 199) führt an, dass die mit quantitativer Methodik erzielten Ergebnisse verallgemeinert und aufgrund der Kontrolle von Störvariablen kausal wirkende Faktoren identifiziert werden können. Als weitere Stärke nennen Bortz und Döring (2005, S. 296) die gute Auswertbarkeit der Ergebnisse quantitativer Untersuchungen und die Möglichkeit ihres Vergleichs mit anderen Untersuchungen. Quantitative Erhebungen können darüber hinaus in Bezug auf die Probanden Vorteile haben, da nicht alle Personen so verbalisierungsfreudig sind, wie es in der qualitativen Forschung erforderlich ist. Hier wäre beispielsweise ein quantitativer Fragebogen nützlich. Auch schaffen quantitative Verfahren mehr Distanz zum Forscher und eignen sich daher bei heiklen Fragestellungen (Bortz & Döring, 2005, S. 297). Es wird deutlich, dass sich die Stärken der quantitativen Methoden stark in ihren Zielsetzungen widerspiegeln.

3.1.4 Schwächen

Jedoch zeichnet sich die quantitative Erfassung der sozialen Wirklichkeit auch durch einige Schwächen aus, die in der Diskussion verständlicherweise vorwiegend von den qualitativ orientierten Vertretern angeführt werden.

Grundsätzlich wird der quantitativen Forschungstradition vorgeworfen, dass sie im Laufe der Zeit und der Orientierung an ihren Methoden diese mitsamt ihren Stärken und Schwächen immer weniger reflektiert und dahingehend hinterfragt habe, für welche Forschungsanliegen sie geeignet seien und für welche nicht (Flick, 1995, S.11; Steger, 2003, S. 2). Andreski (1974) übt in diesem Zusammenhang ebenfalls Kritik:

Die Überbetonung von Methodologie und Techniken wie auch die Verherrlichung von Formeln und wissenschaftlich klingenden Begriffen, exemplifizieren die moderne Tendenz, den Wert vom Zweck auf die Mittel zu verschieben: etwas ursprünglich nur als Mittel zum Zweck Bewertetes wird um seiner selbst willen bewertet, und das ursprüngliche Ziel ist vergessen. (S. 112)

Auch nach Auffassung von Lamnek (2005, S. 11) werden die einmal ausgebildeten Instrumente bei den verschiedensten Fragestellungen herangezogen, ohne auf die Eigenart der Forschungsgegenstände Rücksicht zu nehmen.

Der quantitativen Vorgehensweise wird weiterhin oftmals die Fähigkeit abgesprochen, soziale Sachverhalte angemessen untersuchen zu können. Es wird kritisiert, dass quantitative Forscher den zu untersuchenden Bereich sehr abstrakt formulieren und in einzelne Informationen zerlegen würden, welche sie dann mit der Hypothese in Bezug setzen würden (v. Buer, 1984, S. 255; Küchler, 1983, S. 14). Auf diese Weise würde der thematische Bereich vorstrukturiert und die Antworten, die man während der Untersuchung erhalte, würden in die bereits vor der Untersuchung entwickelten Kategorien sortiert (Küchler, 1983, S.14). Dies habe zur Folge, dass der Untersuchte in die bereits formulierten Sachverhalte „gezwängt“ (Lamnek, 2005, S. 337) werde.

Flick (1991) formuliert diesen Sachverhalt ebenfalls sehr drastisch: in der quantitativen Forschung werde das Subjekt in einzelne Verhaltensabschnitte zerteilt, was zur „realitätsfernen und damit auch für praktische Zwecke illusionsfördernde Konstruktion eines ‚Reaktionsdeppen‘“ (S. 7; vgl. auch Girtler, 1992, S. 26ff) führen würde und mit dem menschlichen Handeln im Alltag wenig zu tun hätte. Bortz und Döring (2005, S. 300) äußern sich ähnlich: Kritiker würden der quantitativen Forschung ein mechanistisches Menschenbild zugrunde legen, nach dem der Mensch lediglich eine Marionette sei und von äußeren Ursachen gesteuert werde. Bortz und Döring (2005) widersprechen jedoch der vehementen Kritik, dass Variablenmessungen für die Untersuchung des Menschen ungeeignet seien. Dies könne nur als „Leerformel“ (S. 302) verstanden werden, da auch qualitative Methoden praktisch nicht in der Lage seien, den Menschen in seiner Gesamtheit zu erforschen.

Doch viele qualitative Wissenschaftler sind hier anderer Meinung und kritisieren die naturwissenschaftliche Ausrichtung der quantitativen Methoden, welche ein angemessenes Erfassen sozialer Gegenstände verhindern würde. Die zentralen Vorgänge der naturwissenschaftlichen Methodologie, wie beispielsweise die Isolation von Prozessen, könnten in den Sozialwissenschaften nicht oder kaum angewandt werden, bzw. könnten aus der Anwendung wenig sinnvolle Aussagen resultieren (Steger, 2003, S. 2). Auch Adorno (1972b) spricht sich bereits seinerzeit gegen die Analyse komplexer sozialer Phänomene durch naturwissenschaftliche Methoden aus: dass das naturwissenschaftliche Modell „nicht frisch-fröhlich und uneingeschränkt“ (Adorno, 1972b, S. 87) auf die Gesellschaft übertragen werden könne, liege in dieser. Soziale Gegenstände würden nicht „die Art Homogenität besitzen, mit der die sogenannte [sic] klassische Naturwissenschaft rechnen konnte“ und auch das Gesetz der großen Zahl könne „das Moment der Spontaneität“ (Adorno, 1972b, S. 91) sozialer Wirklichkeit nicht einfangen. Auch Steger (2003, S. 2) spricht diese starke Orientierung am Gesetz der großen Zahl an. Quantität gehe vor Qualität und zentrale Messprobleme würden oft völlig ignoriert und nicht messbare Faktoren außer Acht gelassen. Auch blieben die der Messung zugrunde liegenden Regeln im Dunkeln, wodurch diese nicht nachvollzogen und kriti-

siert werden könnten. In diesem Zusammenhang wird dem quantitativen Ansatz von qualitativen Vertretern auch „Messfetischismus“ (Lamnek, 2005, S. 12) vorgeworfen.

Die Erkenntnisse aus quantitativen Analysen haben laut von Saldern (1995, S. 338) auch daher keine Praxisrelevanz, da ihre Ergebnisse nur unter Schwierigkeiten in die Praxis umzusetzen seien. Er wirft der quantitativen Forschung vor, nicht lebensnah zu sein, weil die Wahrnehmung der Wirklichkeit auf einem verkümmerten Niveau stattfindet. Es werde deutlich, dass die Fragestellungen und Ergebnisse quantitativer Forschung häufig aufgrund der exakten Einhaltung methodischer Standards nicht auf Alltagsfragen und die Probleme des Lebens angewendet werden könnten und daher von den Menschen kaum wahrgenommen und benutzt würden (Flick, 1995, S. 12). Heinze (1995) betont ebenfalls, dass „die sich in immer höheren Ebenen der Abstraktion versteigenden Generalaussagen [...] nicht mehr die Wirklichkeit treffen“ (S. 10).

Die im quantitativen Forschungsprozess bedeutende Informationsreduktion wird in diesem Zusammenhang ebenfalls kritisiert. Statistische Maßzahlen stellen in den Augen qualitativer Forscher eine Verkürzung konkreter sozialer Sachverhalte dar. Ihrer Auffassung nach wird das soziale Feld durch quantitative Verfahren in seiner Vielfalt eingeschränkt und nur in Ausschnitten erfasst. Zudem würden komplexe Strukturen zu vereinfacht und reduziert dargestellt. Bereits zu Beginn des Forschungsprozesses werde eine Reduktion der Erkenntnisse vorgenommen, da der Forscher noch vor ausreichender Kenntnis des Objektbereichs durch seine Hypothesen und deren Operationalisierungen festlege, was für die Untersuchung relevant sei und wie es erfasst werden solle. Auf diese Weise zwingt der Forscher den zu untersuchenden Personen Vorstellungen auf, die sie ihrem Handeln vielleicht gar nicht zugrunde gelegt hätten. Auch werde der Forscher von seinen Vorstellungen abweichende Informationen und Perspektiven nicht erfahren, da beispielsweise durch vorformulierte Antwortkategorien die Informationsbereitschaft des Befragten nicht wirksam werden könne (Girtler, 1992, S. 26; Lamnek, 2005, S. 15ff).

In der Tat ist das Vorgehen des Beschreibens sozialer Sachverhalte durch Zahlen mit einer Reduzierung der sozialen Komplexität verbunden (Gläser & Laudel, 2006, S. 24). Doch nach dem Verständnis der Quantifizierer wird eine Reduktion der Daten zum Zwecke des Informationsgewinns vorgenommen (Lamnek, 2005, S. 4). Auch Burzan (2005, S. 25) betont, dass der „Verlust“ an Informationen, der sich durch statistische Zusammenfassungen ergebe, zu einem Informationsgewinn hinsichtlich von Regelmäßigkeiten führe. Andererseits nehmen auch qualitative Verfahren eine Informationsreduktion vor, jedoch auf andere Art und Weise (Gläser & Laudel, 2006, S. 24; Miles & Huberman, 1994, S. 10f): "By 'data reduction' we do not necessarily mean quantification. Qualitative Data can be reduced and transformed in many ways: through selection, through summary or paraphrase, through being subsumed in a larger pattern, and so on" (Miles & Huberman, 1994, S. 11). Fromm (1990) hebt ebenfalls hervor, dass sowohl die quantitativen als auch die qualitativen Verfahren eine Informationsreduktion vornehmen würden. In quantitativen Verfahren bestehe die Reduktion in einer numeri-

schen Transformation, damit diese schließlich mit Hilfe statistischer Berechnungen bearbeitet werden können. Im Gegensatz dazu erfolge bei qualitativen Verfahren eine hermeneutische Informationsreduktion, was bedeute, dass der Forscher durch Verstehen zu verallgemeinernden und typisierenden Aussagen gelangen wolle.

Ein weiterer zentraler Streitpunkt im Methodenstreit ist der der wissenschaftlichen Gütekriterien. Diese Gütekriterien entstammen der standardisierten quantitativen Forschungstradition, führen bei ihrer Einhaltung jedoch zu Schwierigkeiten. So stellt zum einen die Umsetzung der Repräsentativität in quantitativen Verfahren ein Problem dar. Genannt seien hier nur zwei Beispiele: sowohl das Problem der Verweigerungen von Personen als auch Anpassungstendenzen der Untersuchten, die ihre Antworten an dem ausrichten, was sozial erwünscht bzw. tolerierbar ist, gefährden die Repräsentativität (Küchler, 1983, S. 14f). Nach Lamnek (2005, S. 385) habe die quantitative Forschung zwar die Möglichkeit, repräsentative Stichproben zu ziehen, doch die Ausschöpfungsquoten der Erhebungen lägen weit unter 100 Prozent. Daher sei zu bezweifeln, ob auf der Basis solcher Ausfälle von Repräsentativität gesprochen werden könne. Zum anderen treten auch im Zusammenhang mit dem Kriterium der Validität Probleme auf, da es trotz der streng kontrollierten Bedingungen unkontrollierbare, vom Forscher ausgehende Einflüsse gibt (vgl. v. Saldern, 1995, S. 355). Aus Sicht qualitativer Forscher können quantitative Ergebnisse nicht valide sein, „weil sie die notwendige *Nähe zum untersuchten Gegenstand* verhindern“ und „Relevanzsetzungen der Akteure nicht genügend berücksichtigen“ (Kelle & Kluge, 2001, S. 138, Hervorheb. i. O.).

Daneben nimmt auch das Gütekriterium der Objektivität einen zentralen Stellenwert in der Diskussion ein. Quantitative Sozialforschung betrachtet die Subjektivität der Beteiligten und des Forschers, wie bereits genannt, als störenden Einfluss, der eliminiert werden muss, um ein gültiges, repräsentatives und vor allem objektives Ergebnis zu erreichen. Doch Küchler (1983, S. 23f) betont, dass jede Analyse ab einem bestimmten Punkt im Forschungsprozess eine konstruktive Analyse sei, was heiße, dass der Forscher die Welt des Informanten nach seinem Verständnis konstruiere bzw. rekonstruiere. Dies gelte auch für quantitative Verfahren, denn auch hier seien die augenscheinlich objektiven Darstellungen Ergebnisse einer Folge bestimmter Setzungen des Forschers. Lamnek (2005, S. 13) betont ebenfalls, dass die Involviertheit des Forschers unumgebar und notwendig für den Forschungsprozess sei. Wolf (1995) stimmt dem zu und hebt hervor, dass für das Erreichen des Forschungsziels auch die Konventionen, Erfahrungen, Interessen sowie die Einstellung des Forschers ausschlaggebend seien. Dessen Einfluss auf die Untersuchung schließt natürlich ein, dass ein anderer Forscher durchaus zu einem anderen Ergebnis gelangen kann. Nach Lamnek (2005, S. 17) verhindert die Distanz zwischen Forscher und Beforschtem, die aus dem Streben nach Objektivität entsteht, eine vollständige Erfassung der sozialen Welt der Untersuchten. Diese Distanz kritisiert auch Steger (2003, S. 2): sie führe zu einem problematischen Verhältnis zum Forschungsobjekt, das auf diese Weise zu einem reinen Datenlieferanten degradiert werde.

Laut K uchler (1983) führt die „Objektivitäts-Behauptung“ des quantitativen Ansatzes zu „fruchtlosen Diskussionen, die von der Bearbeitung inhaltlicher Probleme nur abhalten“ (K uchler, 1983, S. 24). Flick (1995) weist ebenfalls darauf hin, dass das Ideal der Objektivität der quantitativen Forschung „weitgehend ‚entzaubert‘“ (S. 11) sei, da es nicht eingehalten werden könne. Heinze (1995, S. 12f) führt als weiteres Argument gegen die Objektivität an, dass die Auswahl der Variablen bei quantitativen Vorgängen durch den Forscher vorgenommen werde und daher subjektiv sei. Mayring (1990, S. 19) merkt zudem an, dass selbst in den Naturwissenschaften mittlerweile anerkannt sei, dass es keine objektiven Messungen gebe, da jede Messung einen Eingriff in den Gegenstand und damit dessen Veränderung bedeute. Auch Popper (1972) wendet sich gegen den Anspruch, Objektivität durch Ausschaltung von Einflüssen und Standardisierung zu erreichen: die Objektivität der Wissenschaft würde nicht von der Objektivität des Wissenschaftlers abhängen und es sei „gänzlich verfehlt zu glauben, daß [sic] der Naturwissenschaftler objektiver ist als der Sozialwissenschaftler“ (S. 112), denn dieser sei ebenso parteiisch wie alle anderen Menschen. Die Objektivität sei vielmehr eine soziale Angelegenheit der gegenseitigen Kritik der Wissenschaftler sowie ihres Zusammenarbeitens und auch ihres Gegeneinanderarbeitens. Objektivität sei zum Teil von einer ganzen Reihe von gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen abhängig, die diese Kritik ermöglichen würden. Bereits der kritische Rationalismus, der als wissenschaftstheoretische Basis quantitativer Forschung angesehen wird, wendete sich folglich gegen die Forderung der Objektivität (Böttger, 2001; Raithel, 2006, S. 13).

Mohler (1981) schließt sich der generellen Kritik am quantitativen Ansatz an: laut ihm habe er „nicht das erreicht [...], was er erreichen wollte, nämlich umfassende Prognosen der gesellschaftlichen Entwicklung [...] zu machen und diese Entwicklungen befriedigend zu erklären“ (S. 724). Jedoch könne nicht entschieden werden, ob dies am Ansatz selbst oder an dessen unzureichender Realisierung in der Praxis liege.⁴

3.1.5 Anwendung

In welchen Bereichen quantitative Verfahren effektiv eingesetzt werden können, hängt wiederum direkt mit ihren Merkmalen und Stärken zusammen. Die Verwendung des quantitativen Ansatzes hält Treumann (1986, S. 199) dann für sinnvoll, wenn das zu untersuchende soziale Phänomen deutlich strukturiert ist und der Forscher selbst ein klares Bild von dieser Struktur hat. So müssten die Ausprägungen von zu analysierenden Merkmalen in klar zu unterscheidenden Kategorien vorliegen. Generell sind quantitative Verfahren geeignet, wenn ein Bereich gut erforscht ist. Durch sie kann das vorhandene Wissen statistisch abgesichert und dem allgemeinen Wissen hinzugefügt werden (Brosius & Koschel, 2001, S. 17ff). Auch Seipel und Rieker (2003, S. 252) stimmen dem zu: quantitative Methoden seien geeignet, wenn Informationen zu eindeutigen und klar umrissenen sozialen Phänomenen erhoben werden sollen und wenn es um die Ermittlung der Verbreitung sozialer Merkmale gehe. Die Anwendung in diesem Bereich steht dabei in engem Zusammenhang mit der in der quantitativen For-

⁴ Weitere Kritikpunkte hinsichtlich der quantitativen Vorgehensweise finden sich bei Lamnek (2005, S. 6ff).

schung erforderlichen Vorstrukturierung des Untersuchungsgegenstands und der erforderlichen Kontrolle aller Bedingungen und Störfaktoren. Damit diese wichtigen Schritte vorgenommen werden können, muss ausreichendes Wissen über den Gegenstand und alle ihn beeinflussenden Aspekte vorhanden sein.

Daher ist die Anwendung quantitativer Verfahren nach Kleining (1995, S. 131) nur dann sinnvoll, wenn sie auf den Abstraktionen qualitativer Methoden beruhen und die Aspekte herausgreifen, von denen man durch qualitative Untersuchungen bereits weiß, inwiefern und auf welche Weise sie für das Beschreiben des Gegenstands wichtig sind. Erst wenn durch qualitative Analyse Struktur und Bewegung eines sozialen Gegenstands bekannt geworden seien, könne „höher abstrahiert, also quantifiziert“ werden (Kleining, 1995, S. 132). Nach Heinze (1995, S. 13) kommen quantitativen Methoden zum Einsatz, wenn Informationen überschaubar und handhabbar für die Analyse sowie anschaulich gemacht werden sollen, was eine der Stärken quantitativer Methoden ist.

Zudem sind die Möglichkeit der Verallgemeinerung der Ergebnisse sowie die Identifizierung von kausal wirkenden Faktoren, was mit Hilfe der Kontrolle von Störvariablen und der großen Fallzahlen erreicht werden soll, eine zentrale Funktion der quantitativen Forschung. Daher ist das Quantitative notwendig, wenn Aussagen über Kollektive getroffen werden sollen (Seipel & Rieker, 2003, S. 252f; Treumann, 1986, S. 196ff).

3.2 Der qualitative Ansatz

Der qualitative Ansatz hat sich aus der Kritik an der traditionellen quantitativen Sozialforschung heraus entwickelt und ist daher als Gegenbewegung zu verstehen (Steger, 2003, S. 1). Ebenso wie bei der Definition der qualitativen Methoden ergibt sich auch bei der Charakterisierung ihrer Methodologie das Problem, dass in der Literatur unterschiedliche Ansichten vertreten sind. Die qualitative Sozialforschung besitzt keine klaren und expliziten Regeln und damit auch keine einheitliche Methodologie (Brosius & Koschel, 2001, S. 19; Dreier, 1997, S. 71; Flick, 1991, S. 11; Kromrey, 1998, S. 512; Steger, 2003, S. 3; Wolf, 1995). Vielmehr haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Prinzipien herauskristallisiert, die man in ihrer Zusammenfassung als die Programmatik qualitativer Forschung verstehen kann (Dreier, 1997, S. 71; Lamnek, 2005, S. 20).

3.2.1 Zentrale Merkmale und Prinzipien

Im Gegensatz zur quantitativen Forschungsweise, bei der man sehr stark an Zahlen, Daten und Messwerten orientiert ist, versuchen Forscher mit Hilfe des qualitativen Vorgehens, mehr in die Tiefe zu gehen. Dazu werden keine statistischen Methoden verwendet, sondern es wird vor allem mit Hilfe von Texten eine Verbalisierung der Erfahrungswirklichkeit vorgenommen, die dann interpretativ ausgewertet wird. Man versucht auf diese Weise zu detaillierten, subjektiven und individuellen Erkenntnissen über Einstellungen und Handlungen zu gelangen. Hierfür werden Einzelfälle untersucht und anhand der Forschungsergebnisse soll schließlich auf allgemeingültige Aussagen ge-

geschlossen werden, was als induktives Vorgehen bezeichnet wird (Bortz & Döring, 2005, S. 295f; Brosius & Koschel, 2001, S. 18).

Gegenstand, Ausgangspunkt und Ziel qualitativer Untersuchungen sind stets Subjekte, also Menschen. Dabei soll die Ganzheit des Subjekts immer berücksichtigt und an den konkreten praktischen Problemen des Subjekts angesetzt werden. Dieses Postulat der Subjektorientierung steht in engem Zusammenhang mit der Forderung, Phänomene humanwissenschaftlicher Art in ihrem natürlichen Umfeld zu untersuchen, um so nahe wie möglich an die individuelle Lebenssituation anzuknüpfen (Mayring, 1990, S. 9ff). Eine große Alltagsnähe des Untersuchungsmaterials ist auch deshalb wichtig, weil die Ergebnisse wiederum auf Alltagssituationen hin verallgemeinert werden sollen (Mayring, 1990, S. 11f). Auch die Kommunikationssituation sollte sich der Lebenswelt des Subjektes möglichst annähern (Steger, 2003, S. 4).

Die qualitative Erhebung und Analyse von Daten ist immer als kommunikativer und interaktiver Prozess zwischen dem Forscher und den Untersuchten zu sehen, was jedoch nicht, wie in der quantitativen Forschung, als Störvariable gesehen wird, die ausgeschaltet werden muss (Ferchhoff, 1986, S. 216; Küchler, 1983, S. 10; Lamnek, 2005, S. 22). Auch liegt der Untersuchungsgegenstand der Humanwissenschaften nach Mayring (1990, S. 11) nie völlig offen, sondern müsse immer auch durch Interpretation erschlossen werden. Nach Garz und Kraimer (1991, S. 13) ist nur durch Verstehen ein Zugang zur Wirklichkeit möglich. Dafür sei ein Einlassen des Forschers auf die Praxis unumgänglich (vgl. auch Burzan, 2005, S. 26). Der Forscher, seine Reflexionen und die Subjektivität der Untersuchten besitzen in qualitativ vorgehenden Untersuchungen große Bedeutung und fließen in die Interpretation ein (Burzan, 2005, S. 26; Flick, 1995, S. 15f; Kromrey, 1998, S. 519; Küchler, 1983, S. 23f).

Dass kaum eine Vorstrukturierung des Untersuchungsgegenstandes erfolgt, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Prinzip der Offenheit qualitativer Methoden. Hier müssen die Methoden so offen gestaltet werden, dass sie auch komplexe Gegenstände und das zu untersuchende soziale Phänomen in seiner Ganzheit sowie in seinem natürlichen Kontext erfassen können. Denn ungewöhnliche Situationen und Personen lassen sich einerseits meist nicht in so großer Zahl finden, dass quantifizierend vorgegangen werden kann, andererseits können komplexe Gegenstände der sozialen Wirklichkeit meist nicht einfach in einzelne Merkmale und Variablen unterteilt werden (Flick, 1995, S. 13f). Zudem ist diese Offenheit nach Mayring (1990, S. 16f) nötig, damit Ergänzungen und auch Revisionen der theoretischen Strukturierungen und der Methoden möglich sind. Auf diese Weise können im Verlauf der Forschung neue, interessante und bedeutend erscheinende Fälle hinzugezogen werden, was Flexibilität bedeutet. Auch ist es dem Forscher möglich, gezielt von der Theorie abweichende Fälle mit einzubeziehen, um die Theorie kontrollieren oder revidieren zu können (Steger, 2003, S. 12). Denn im Gegensatz zum quantitativen Vorgehen wird hier nicht von einer festgelegten Stichprobe ausgegangen, sondern die zu untersuchenden Fälle werden vom Forscher bewusst ausgewählt (Bortz & Döring, 2005, S. 336). Diese können dann

während des Forschungsprozesses in Ahnnehmung an sich ergebende wichtige Aspekte laufend erweitert werden (Girtler, 1992, S. 39). Hier wird vom "theoretical sampling" gesprochen (Steinke, 1999, S. 41). Die Auswahl der Fälle ist dann abgeschlossen, wenn der „Zustand der theoretischen Sättigung erreicht wird, d. h. wenn die Hinzunahme neuer Fälle nicht mehr nach Veränderung der generierten Theorie verlangen, sondern sie sich in diese integrieren lassen“ (Steinke, 1999, S. 41).

Durch diese Flexibilität des Vorgehens und die Offenheit des Forschers gegenüber den Untersuchungspersonen, dem Forschungsprozess und den verwendeten Methoden wird der Explorationscharakter qualitativer Forschung in den Vordergrund gerückt; sich neu ergebende Aspekte werden hier besonders berücksichtigt (Steger, 2003, S. 4). Nichtsdestotrotz muss der Forschungsprozess nach Mayring (1990, S. 17) jedoch kontrolliert und nach begründeten Regeln ablaufen. Aufgrund der Flexibilität qualitativer Verfahren werden sie gelegentlich als weiche Methoden im Gegensatz zu den starren bzw. harten quantitativen Methoden bezeichnet (Lamnek, 2005, S. 26).

Qualitatives Vorgehen zeichnet sich des Weiteren im Gegensatz zum quantitativen Ansatz durch einen nicht-linearen Ablauf aus. Hier werden die Erhebung der Daten und ihre Auswertung nicht strikt voneinander getrennt und Rückkoppelungsprozesse sind möglich (Steinke, 1999, S. 40f; Witt, 2001). Steinke (1999, S. 40f) und Witt (2001) sprechen von einem zirkulären Vorgehen, da eine bestimmte Abfolge von Schritten mehrmals durchlaufen werde. Im qualitativen Vorgehen hänge der jeweils folgende Schritt vom vorherigen ab und außerdem könne jede Teilphase eine Modifikation der Fragestellung bedingen. Da zu Beginn der Untersuchung lediglich ungefähre Vorstellungen über den Gegenstand bestehen würden, könnten auch zunächst nur wenige Schritte im Voraus geplant und festgelegt werden. Alle weiteren Phasen würden sich im Laufe des Forschungsprozesses ergeben. Dieser zirkuläre Ablauf spiegelt sich auch in der oben erläuterten Fallauswahl qualitativer Forschung wider (Steinke, 1999, S. 41).

Auch lässt sich bereits ableiten, dass ein kaum standardisierter Forschungsablauf vorliegt. Die Verwendung nicht-standardisierter Erhebungsmethoden, wie beispielsweise offener Interviews in Gesprächsform, ist ein Kennzeichen der qualitativen Sozialforschung. Statistische Auswertungsmethoden sind eher untypisch (Burzan, 2005, S. 26), was laut Lamnek (2005, S. 4) allerdings eher eine Frage der Fallzahl und kein Zeichen der Einstellung gegenüber statistischen Verfahren ist. Zudem würden auch bei qualitativen Erhebungen durchaus quantitative Variablen festgestellt, aber das Messniveau der Variablen spiele nur eine untergeordnete Rolle (Lamnek, 2005, S. 3f).

Des Weiteren spielt die Berücksichtigung der verschiedenen Perspektiven der Beteiligten eine zentrale Rolle in der qualitativen Vorgehensweise. In ihrem Rahmen wird nicht nur das Handeln, sondern auch das Wissen der Beteiligten, deren Perspektiven auf den Gegenstand und vorliegende Interaktionen untersucht (Flick, 1995, S. 14f). Schließlich liegen in der sozialen Wirklichkeit aufgrund der verschiedenen sozialen Hintergründe der Beteiligten stets auch unterschiedliche Sicht- und Handlungsweisen vor. Durch den nicht-linearen Forschungsablauf, die geringe Standardisierung sowie

die Beachtung der verschiedenen Perspektiven wird die tiefe und detaillierte Erfassung des Untersuchungsgegenstandes unterstützt (Witt, 2001).

Im Unterschied zur deduktiven Logik der quantitativen Forschung folgt die qualitative Forschung der induktiven Logik, bei der von den Einzelfällen auf Gesetzmäßigkeiten oder zumindest Regelmäßigkeiten geschlossen wird. Induktionsschlüsse führen im Gegensatz zum deduktiven Vorgehen quantitativer Methoden zu neuem Wissen (Bortz & Döring, 2005, S. 299). Die Basis induktiver Forschung bilden einige wenige Fälle, die dafür sehr genau analysiert sowie aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Die geringe Zahl von Untersuchungspersonen schließt eine Zufallsstichprobe aus (Lamnek, 2005, S. 3). Daher wird auch kein Anspruch auf Repräsentativität im Sinne der quantitativen Logik erhoben, sondern hier wird mit Hilfe von Typenbildungen und dem Erkennen von allgemeinen Strukturen am Einzelfall eine Verallgemeinerung angestrebt. In der qualitativen Forschung sollen folglich nicht theoretische Konzepte überprüft werden, diese werden erst im Verlauf der Forschung entwickelt (Burzan, 2005, S. 21ff). Qualitative Sozialforschung ist also im Gegensatz zum quantitativen Vorgehen Hypothesen generierend (Lamnek, 2005, S. 21). Dies heißt nach Steger (2003, S. 4) allerdings nicht, dass bei qualitativen Untersuchungen keine Vorannahmen vorhanden wären, die auch entsprechend offen gelegt und reflektiert werden müssten.⁵

3.2.2 Ziele

Die qualitative Forschung ist von anderen Leitgedanken als die quantitative Forschung bestimmt. Aus den genannten Merkmalen qualitativer Forschung werden ihre Ziele bereits ersichtlich. Ihr generelles Ziel ist es, explorativ zu arbeiten, also Neues zu entdecken und auf dieser Basis empirisch begründete Theorien zu entwickeln (Flick, 1995, S. 14). Dies gewährleisten das Prinzip der Offenheit sowie die Flexibilität des qualitativen Forschungsprozesses, wobei sich die Flexibilität und Offenheit vor allem im zirkulären Forschungsablauf und im geringen Maß der Standardisierung widerspiegeln. Der hohe Stellenwert der Interpretationen sowie der Subjektivität des Forschers und der Beforschten spielen ebenfalls eine große Rolle bei der Verwirklichung des Ziels der Exploration. Auch wird der zu untersuchende Gegenstand vor der Forschung nicht bzw. nur wenig strukturiert (Girtler, 1992, S. 38), was den Explorationscharakter ebenso unterstützt. Diese genannten Merkmale tragen überdies zum Erreichen eines weiteren Ziels bei: ein komplexes Phänomen soll durch qualitative Methoden in seiner ganzen Breite und Tiefe erfasst werden (Brosius & Koschel, 2001, S. 18; Witt, 2001).

Grundsätzlich besteht auch ein Konsens darüber, dass sich die qualitative Sozialforschung um eine möglichst unverfälschte Erfassung der sozialen Wirklichkeit bemühen soll. Daher ist es die Aufgabe des Wissenschaftlers, die Alltagswirklichkeit des Untersuchungsobjekts in dessen eigenen Kategorien zu beschreiben (Lamnek, 2005, S. 275). Dieses Ziel steht in engem Zusammenhang mit der Orientierung am Subjekt, der

⁵ Die hier angeführten Merkmale ließen sich um weitere ergänzen (vgl. Mayring, 1990, S. 9ff; Kromrey, 1998, S. 519f; Lamnek, 2005, S. 20ff; Steger, 2003, S. 4ff).

besonderen Bedeutung der kommunikativen Forscher-Subjekt-Interaktion sowie der Untersuchung im natürlichen Umfeld und spielt eine bedeutende Rolle hinsichtlich der Verallgemeinerbarkeit der erzielten Ergebnisse. Mit Hilfe qualitativer Methoden möchte man darüber hinaus empirisch begründete subjekt- und situationsspezifische Aussagen formulieren (Flick, 1995, S. 12), was sich in der Analyse von Einzelfällen und den Samples geringen Umfangs spiegelt.

3.2.3 Stärken

Die angeführten Merkmale des Vorgehens qualitativer Sozialforschung unterstützen die entsprechenden Ziele, woraus gewisse Stärken der qualitativen Methodologie resultieren. Die Möglichkeit der qualitativen Forschung, explorativ zu arbeiten und Neues zu entdecken, kann als eine ihrer zentralen Stärken gesehen werden (Lamnek, 2005, S. 21). Hier wird durch das aktive Eingreifen des Forschers die wissenschaftliche Perspektive erweitert und das Aufkommen ganz neuer Aspekte im Prozess ermöglicht, die bisher noch nicht bedacht wurden und durch einen externen, nicht eingreifenden Forscher wie in quantitativen Methoden nicht aufgetaucht wären (Reinmann-Rothmeier, 2001, S.12). Qualitatives Material enthält daher mehr Details als ein Messwert und ist „reichhaltiger“ (Bortz & Döring, 2005, S. 296). Es wird möglichst keine Informationsreduktion vorgenommen, sondern es wird versucht, „den Wahrnehmungstrichter [...] so weit wie möglich offen zu halten, um auch unerwartete und dadurch instruktive Informationen zu erhalten“ (Lamnek, 2005, S. 21).

Die Stärke des explorativen Arbeitens steht dabei in engem Zusammenhang mit dem Anspruch der Offenheit und Flexibilität. Flexible Erhebungsverfahren ermöglichen eine Anpassung an die jeweiligen Eigenheiten des Untersuchungsgegenstandes und dessen Umfeld (Lamnek, 2005, S. 26), wodurch die Einzigartigkeit der Subjekte berücksichtigt wird (Lamnek, 2005, S. 12). Qualitativen Verfahren wird generell zugeschrieben, soziale Phänomene sehr viel angemessener als quantitative Methoden untersuchen zu können und nicht durch generalisierende Abstraktionen zu verfremden (Flick, 2006, S. 383; Klüver, 1995, S. 286). Einige Autoren betonen, dass die qualitative Sozialforschung in den letzten 20 Jahren immer mehr an Bedeutung für die Untersuchung von sozialen Zusammenhängen gewonnen hätte, da aufgrund der genannten Pluralisierung der Lebenswelten in der modernen Gesellschaft eine neue Sensibilität für empirisch beforschte soziale Erscheinungen erforderlich wäre (z.B. Flick, 1995, S. 9). Dies hätte bedingt, dass die klassischen quantitativen Methoden die Differenziertheit der sich rasch wandelnden sozialen Gegebenheiten nicht mehr hinreichend erfassen konnten (Flick, 1995, S. 12). Daher bleibt laut Flick (1995, S. 11f) nur die Möglichkeit, mit Hilfe der qualitativen Sozialforschung auf Subjekte und Situationen spezifizierte Aussagen zu ermitteln. Qualitative Erhebungen sind laut den qualitativen Wissenschaftlern realitätsgerechter und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstand angemessener (Lamnek, 2005, S. 14). Doch an dieser Stelle sei noch einmal auf die Bemerkung von

Bortz und Döring (2005, S. 302) hingewiesen, die auch der qualitativen Sozialforschung die Fähigkeit absprechen, den Menschen ganzheitlich erfassen zu können.

Auch wird als Argument für die Überlegenheit der qualitativen Vorgehensweise angeführt, dass die untersuchten Individuen als Teil eines Ganzen und nicht als isolierte Variablen gesehen werde, wie es im quantitativen Ansatz der Fall sei (Lamnek, 2005, S. 4). Darüber hinaus betont Girtler (1992), dass es mit Hilfe qualitativer Methoden gelinge, die soziale Wirklichkeit so darzustellen, „wie sie für die Untersuchten (!) tatsächlich existiert, und nicht so, wie der Forscher sie sich vorstellt“ (S. 30). Diesen Aspekt betont auch Lamnek (2005, S. 145): durch die ausdrückliche Orientierung an der sozialen Welt, wie sie sich für die Untersuchten darstellt, erziele die qualitative Vorgehensweise zuverlässigere und damit gültigere Ergebnisse als die quantitative Analyse. "[T]he researcher needs to discover the actor's 'definition of the situation' – that is, his perception and interpretation of reality and how these relate to his behavior" (Schwartz & Jacobs, 1979, S.7). Daher muss der Forscher in der Lage sein "to put himself in the other person's shoes" (Schwartz & Jacobs, 1979, S. 8). In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig, dass durch qualitative Methoden nicht nur verbales, sondern auch nonverbales Verhalten erforscht werden kann (Treumann, 1986, S. 199).

Das soziale Handeln kann folglich nach Ansicht der qualitativ orientierten Forscher mit quantitativen Methoden kaum oder gar nicht erfasst werden, daher sehen sie für die qualitativen Methoden einen gewissen Vorrang gegenüber den quantitativen Methoden (Girtler, 1992, S. 10). Denn eine Methode, die einen direkten Zugang zum Menschen suche, könne dessen Handeln und die zugrunde liegenden Regeln des Handelns besser erfassen als standardisierte Erhebungen (Girtler, 1992, S. 11). Auffällig ist, dass die Stärken des qualitativen Ansatzes in der Literatur oftmals dem entsprechenden quantitativen Merkmal gegenübergestellt werden, was verdeutlicht, dass sich die qualitative Forschung aus der Kritik am quantitativen Vorgehen heraus entwickelte.

3.2.4 Schwächen

Jedoch müssen zu Gunsten der Stärken auch Schwächen in Kauf genommen werden. Hier zeichnen sich in der Diskussion einige Vorwürfe gegenüber der qualitativen Vorgehensweise ab. Ein zentraler Aspekt, der an der qualitativen Forschung kritisiert wird, ist das Problem der Beliebigkeit. Qualitativ vorgehende Forscher würden ihre Fragestellungen und Forschungsabsichten nicht präzise und eindeutig genug zu erkennen geben, weshalb man selbst bei der Analyse von gleichen Daten oftmals zu ganz unterschiedlichen Deutungen gelangen würde. Dies werde durch die unzureichende Standardisierung zusätzlich unterstützt. Daher müssten Wege gesucht werden, wie qualitative Forschungsanalysen besser nachvollzogen, kontrolliert und überprüft werden könnten. Auch das Problem der Darstellbarkeit ist hiermit verknüpft: qualitativ arbeitende Sozialforschung beruhe auf der intuitiven Kompetenz der Interpreten, sei daher schwer zu vertexten und könne auch deshalb nicht so einfach nachvollzogen und nur schwer kontrolliert bzw. überprüft werden (Ferchhoff, 1986, S. 240ff).

In diesem Zusammenhang fallen immer wieder die Begriffe der Repräsentativität, Validität und Reliabilität. Qualitativer Forschung wird oftmals vorgeworfen, diese Gütekriterien nicht zu erfüllen. Nach Klüver (1995, S. 286) hat sich die qualitative Sozialforschung vor allem der Frage nach der Repräsentativität ihrer Ergebnisse bisher nur in geringem Maße gestellt. Es wird der Vorwurf laut, qualitative Methodik sei eine „geschickte Tarnung mangelnder methodischer Präzision und Systematik“ (Flick, 1991, S. 8). Dem widersprechen die Vertreter des qualitativen Ansatzes (z.B. Flick, 1991). So beinhaltet qualitative Sozialforschung laut Küchler (1983) „kein Aufweichen der Kriterien wissenschaftlicher Güte und Strenge“ (S. 12). Für sie müssten allerdings alternative Kriterien entwickelt werden, die an die Stelle der quantitativen Kriterien treten können, bzw. die bestehenden Kriterien müssten etwas anders definiert werden (Flick, 1991, S. 4; Küchler, 1983, S. 12ff; Kromrey, 1998, S. 514; Mayring, 1990, S. 100f; Treumann, 1986, S. 194). Ferchhoff (1986, S. 240) und Flick (2006, S. 394) bestätigen ebenfalls, dass die Gütekriterien quantitativer Forschung nicht ohne weiteres auf qualitative Verfahren übertragen werden können.

Man solle sich jedoch davor hüten, ein „alles ist möglich' [...] forschungsmethodologisch zu adeln“ (Ferchhoff, 1986, S. 240). Laut Reichertz (1986) wurde das „Programm des ‚Anything goes‘“ seinerzeit „entgegen vielfältiger Beteuerungen immer mehr zur alltäglichen Routine qualitativer Sozialforschung“ (S. 5), was man jedoch anhand des Eindrucks, den man aus der neueren qualitativen Literatur gewinnt, als überwunden ansehen kann. Heinze (1995, S. 13f) hebt im Rahmen der Diskussion um Gütekriterien hervor, dass anstatt eines Regelwerks das möglichst elaborierte und kritisch hinterfragende subjektive Bewusstsein des Forschers zur Verfügung stehen würde. Gegenüber den wissenschaftlichen Gütekriterien seien hier die Erläuterung des Kontextes, die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Interpretation sowie die Relevanz der Ergebnisse von höchster Bedeutung. Reinmann-Rothmeier (2001) gibt den Argumentationen zudem eine etwas andere Richtung wenn sie sagt, dass qualitative Methoden, in ihrem Fall bezieht sie sich konkret auf die Evaluations- und Aktionsforschung, die Kriterien „nicht nur nicht erfüllen können, sondern auch gar nicht erfüllen wollen“ (S. 11f), da sie einen grundsätzlich anderen Anspruch hätten und sich durch andere Ziele und Fragestellungen auszeichnen würden.

Auch Lamnek (2005) wendet sich aufgrund der „besonderen Berücksichtigung des Objektbereichs, der Situationen und der Situationsdeutungen in Erhebung und Auswertung“ grundsätzlich gegen die „oberflächliche und nur scheinbare Vergleichbarkeit von Instrumenten“ (S. 172), wie sie quantitative Forschung durch die Reliabilität fordere. Die vorhandenen Nachteile hinsichtlich der Reliabilität könnten seiner Meinung nach durch die Vorteile bei der Validität kompensiert werden. Auch Mayring (1990, S. 107) weist den Anspruch auf Reliabilität zurück, da sich Menschen und damit auch die Versuchspersonen kontinuierlich entwickeln und sich situative Bedingungen verändern würden. Auch Verallgemeinerbarkeit und Gültigkeit werden in qualitativen Untersuchungen anders gewährleistet. Verallgemeinerbarkeit kann nicht, wie in der quantitativen Forschung, durch bestimmte Verfahren hergestellt werden. Sie muss vielmehr

Schritt für Schritt im Einzelfall begründet werden. Weiterhin muss in qualitativen Untersuchungen dargelegt werden, für welche Situationen und Zeiten die erzielten Ergebnisse gelten und es müssen Argumente angeführt werden, warum sie auch auf andere Situationen und Zeiten übertragen werden können (Mayring, 1990, S. 12). Eine Bestimmung der Gültigkeit kann in der qualitativen Forschung nur unter Bezug auf den untersuchten Gegenstand und nicht anhand abstrakter wissenschaftlicher Kriterien vorgenommen werden (Flick, 1995, S. 14).

Flick (2006, S. 394ff) schlägt zur Beseitigung der Diskussion um die wissenschaftlichen Gütekriterien einige Ansätze zur Sicherung der Qualität qualitativer Forschung vor. So stellt er einen Fragenkatalog zur Verfügung, anhand dessen die Auswahl angemessener Methoden geprüft werden kann und bietet dem Leser Anhaltspunkte für die im Forschungsprozess notwendigen Entscheidungen. Außerdem gibt er Hinweise zur Prozessevaluation sowie zum Qualitätsmanagement. Einige Autoren schlagen überdies übergreifende Gütekriterien qualitativer Forschung vor (z.B. Mayring, 1990, S. 103ff; Steinke, 1999, S. 205ff).

Darüber hinaus wird der qualitativen Sozialforschung von den quantitativen Vertretern ihre Orientierung an der Subjektivität der Beteiligten und damit mangelnde Objektivität als Schwäche vorgeworfen. Wilson (1982) betont hierzu jedoch, dass objektive Erkenntnis nicht aus „Aussagen mit einem verbrieften Wahrheitsanspruch“ bestehe, die Beurteilung einer Arbeit sei vielmehr anhand der Kriterien der inneren und äußeren Stimmigkeit⁶ vorzunehmen und nicht mit Hilfe von „buchmäßige[n] Idealisierungen der ‚wissenschaftlichen Methode‘“ (S. 502). Auch Girtler (1992, S. 40) fasst den Begriff der Objektivität im Hinblick auf die qualitative Forschung weiter, wenn er sagt, dass es die Prinzipien der Offenheit und der Kommunikation ermöglichen würden, die soziale Wirklichkeit objektiv darzustellen. Zuverlässigkeit und Gültigkeit werden laut Girtler (1992, S. 30) und Lamnek (2005, S. 145) dadurch gewährleistet, dass sich die qualitative Forschung ausdrücklich an der sozialen Welt, wie sie sich für die Untersuchten darstellt, orientiert. Doch Küchler (1983, S. 24), der der Objektivitäts-Behauptung in der quantitativen Methodik grundsätzlich kritisch gegenüber steht, räumt ein, dass es sicherlich auch wichtig sei, qualitative Methoden in stärkerem Maße zu kodifizieren, um die Kriterien wissenschaftlicher Forschung erfüllen zu können.

Bortz und Döring (2005) stellen heraus, dass die Reliabilität qualitativer Daten „nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden sollte“ (S. 327), denn letztlich seien auch qualitative Forschungsergebnisse an Maßnahmen geknüpft, die angemessen und verbindlich zu gestalten seien. Im Hinblick auf die Repräsentativität sprechen sich Bortz und Döring (2005, S. 337) dafür aus, bei qualitativer Forschung zu Gunsten der Verallgemeinerbarkeit ergänzend auf quantitative Verfahren zurückzugreifen. Sie schlagen vor, entweder auch für qualitative Untersuchungen Zufallsstichproben zu verwenden oder

⁶ Die innere Stimmigkeit besteht in der Harmonie der Erhebungsmethoden und Untersuchungsdaten mit deren Deutung, als äußere Stimmigkeit wird die Harmonie der Ergebnisse mit entsprechenden Erkenntnissen aus anderen Quellen verstanden (Wilson, 1982, S. 502).

zweistufig vorzugehen und erst nach qualitativem Denken Typen zu bilden, die dann anhand eines quantitativen Fragebogens überprüft werden. Dies sei auch umgekehrt möglich: an eine quantitative Analyse könne sich eine qualitative Untersuchung anschließen, indem einzelne Fälle beispielsweise anhand von Interviews näher beleuchtet werden.

Durch den nicht-linearen Forschungsablauf, die geringe Standardisierung sowie die maximale Berücksichtigung der verschiedenen Perspektiven ist eine Vergleichbarkeit der qualitativen Daten und Ergebnisse nicht herzustellen (Bortz & Döring, 2005, S. 296; Witt, 2001). Dies kann aus Sicht der quantitativen Position durchaus eine Schwäche sein. Qualitative Vertreter sehen diese Punkte, wie oben bereits angedeutet, jedoch als zielführend an, da durch sie die Erfassung des Untersuchungsgegenstandes auf möglichst breiter Ebene unterstützt wird.

Das induktive Vorgehen an sich führt ebenso zu einem Aspekt, der der qualitativen Forschung als Schwäche angelastet wird: aufgrund des induktiven Wissensgewinns besteht prinzipiell Unsicherheit über die Richtigkeit der Ergebnisse (Bortz & Döring, 2005, S. 299). Einige Wissenschaftler betonen, dass die Induktion kein Verfahren sei, mit dem man zu theoretischen Wahrheiten gelangen könne (z.B. Albert, 1962, S. 147). Dieses Induktionsproblem ist jedoch bis heute ungelöst, das heißt, es kann nicht formal angegeben werden, wie in qualitativen Untersuchungen sichere Schlüsse erfolgen können (Albert, 1962, S. 147; Bortz & Döring, 2005, S. 300).

Schließlich soll noch ein Nachteil praktischer Art genannt werden: das Problem der Ökonomisierung. Qualitative Forschung ist in der Regel extrem zeitaufwändig, da ihr Datenmaterial sehr umfangreich ist (Ferchhoff, 1986, S. 242).

3.2.5 Anwendung

Auch die qualitativen Verfahrensweisen können in speziellen Gebieten besonders effizient eingesetzt werden, was durch ihre Merkmale bedingt wird. Qualitative Sozialforschung ist laut Treumann (1986, S. 199) dann von Bedeutung, wenn soziale Prozesse innerhalb ihrer natürlichen Umgebung untersucht werden sollen, wobei hier hauptsächlich die Methode der direkten Beobachtung gewählt werden sollte, um die Daten in relativ unstrukturierter Form zu sammeln. Grundsätzlich ist die Anwendung qualitativer Verfahren aufgrund der Fähigkeit zur Exploration geeignet, wenn ein Gegenstand noch nicht gut erforscht ist. Durch sie können detaillierte Kenntnisse hinsichtlich des Forschungsgebiets aufgebaut werden, was mit einer quantitativen Methode nicht möglich sei (Brosius & Koschel, 2001, S. 18). Seipel und Rieker (2003) heben diesen Aspekt ebenfalls hervor: wenn man es mit „weithin unbekanntem, widersprüchlichen oder komplexen Phänomenen“ zu tun habe, „die gründlich beschrieben werden sollen oder deren generierende Strukturen rekonstruiert werden sollen“ (S. 253), seien qualitative Verfahren nötig. Nach Kleining (1995, S. 131f) ist qualitative Forschung auch immer zu empfehlen, wenn ein Gegenstand komplex und unübersichtlich ist oder wenn er zwar einfach erscheint, aber vermutlich komplexer ist. Er begründet dies mit dem niedrigen

Abstraktionsgrad der qualitativen Methoden, welche aufgrund dessen mehr Nähe zum Gegenstand hätten.

Zudem sind qualitative Verfahren erforderlich, um inhaltliche Dimensionen sozialer Wirklichkeit angemessen analysieren zu können (Heinze, 1995, S. 13). Diese Fähigkeit wurde den quantitativen Methoden, wie bereits erwähnt, mehr und mehr abgesprochen. Auch Treumann (1986) betont, dass ein „ganzheitlich-deutendes Herangehen an Phänomene von Welt“ nur über qualitative Methoden geleistet werden kann. Dieser „Garten der verstehenden Lüfte“ sei von quantitativen Methoden „nur um den Preis einer Parzellierung zu betreten“ (S. 196).

3.3 Tabellarische Gegenüberstellung der Ansätze

Abschließend werden der quantitative und der qualitative Ansatz grafisch gegenübergestellt, um die Unterschiede noch einmal zu verdeutlichen. Dabei werden zum einen die grundsätzlichen Merkmale quantitativer und qualitativer Untersuchungen aus den obigen Ausführungen herausgearbeitet und nach Themenbereichen geordnet. In einem weiteren Schritt werden die Ziele beider Ansätze mit den jeweiligen Merkmalen in Beziehung gesetzt werden. Dabei wird bei beiden Visualisierungen versucht, das Quantitative und das Qualitative so gegenüberzustellen, dass ein direkter Vergleich der Eigenschaften und Ziele möglich ist.

Bereich	Quantitativer Ansatz	Qualitativer Ansatz
<i>Übergeordnetes Ziel</i>	Messung und numerische Beschreibung der Wirklichkeit	Verbalisierung der Erfahrungswirklichkeit
<i>Art des verwendeten Datenmaterials</i>	zahlenmäßig darstellbare, abstrakte Daten	Daten, die konkrete Bedeutungen tragen (z.B. Texte)
<i>Standardisierung</i>	Hohes Maß	Keine bzw. nur gering
<i>Grundorientierung</i>	Naturwissenschaftlich	Geisteswissenschaftlich
	Partikularistisch	Holistisch
<i>Methodenverständnis</i>	Harte, starre Methoden	Weiche, flexible Methoden
<i>Forschungslogik</i>	Deduktion	Induktion
	Hypothesen prüfend	Hypothesen generierend
	Streben nach Objektivität	Geltung der Subjektivität
	Replizierbarkeit	Betonung des Singulären
	Generalisierung	Typisierung
	Prädetermination des Forschers	Subjektorientierung, Relevanzen der Betroffenen
<i>Auswertung</i>	statistische Auswertung der Messwerte	interpretative Auswertung
<i>Ablauf</i>	linear	zirkulär
	starr	flexibel
	geschlossen	offen
<i>Beziehung zu den Untersuchten</i>	Distanz	Identifikation
<i>Auswahl d. Untersuchten</i>	Zufallsstichprobe	Theoretical Sampling

Tabelle 1: Merkmale des quantitativen und qualitativen Ansatzes⁷

Quantitativer Ansatz	Qualitativer Ansatz
Vergleichbarkeit der Daten → hohe Standardisierung → statistische Auswertungsmethoden → Kontrolle der äußeren Bedingungen → Beseitigung der Störfaktoren → Elimination der Subjektivität → Informationsreduktion auf wenige Aussagen	

⁷ Die Tabelle wurde in Anlehnung an Dreier (1997, S. 75), Lamnek (2005, S. 294f) und Witt (2001) erstellt.

Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse → große Fallzahlen → Zufallsstichproben	Subjekt-/Situationsspezifische Aussagen → Einzelfälle → theoretisches Sampling
Messen von Merkmalen und Häufigkeiten → hohe Standardisierung → statistische Auswertungsmethoden → große Fallzahlen → Informationsreduktion auf wenige Aussagen	Unverfälschte Erfassung der Wirklichkeit → große Bedeutung der Kommunikation und Interaktion → Untersuchung im natürlichen Umfeld → Subjektorientierung → Berücksichtigung aller Perspektiven
Objektivität → Kontrolle der äußeren Bedingungen → Beseitigung der Störfaktoren → Elimination der Subjektivität	
Prüfung von Hypothesen → linearer Forschungsablauf → Kontrolle der äußeren Bedingungen → Beseitigung der Störfaktoren	Exploration/Generierung von Hypothesen → geringe Standardisierung → zirkulärer Forschungsablauf → Offenheit und Flexibilität → geringe Vorstrukturierung d. Gegenstands → Subjektorientierung
Feststellung von Kausalzusammenhängen → hohe Standardisierung → Kontrolle der äußeren Bedingungen → Beseitigung der Störfaktoren	
→ Erkenntnisse auf breiter, repräsentativer Basis	→ Erkenntnisse über einzelne Fälle in voller Breite und Tiefe

Tabelle 2: Ziele und Merkmale des quantitativen und qualitativen Ansatzes

3.4 Bemerkung zur Abgrenzung der Methoden

Bei der Charakterisierung der beiden Forschungstraditionen wurden bereits einige Vorwürfe im Rahmen des Methodenstreits deutlich. Es wird jedoch auch ersichtlich, dass keine Forschungstradition der anderen überlegen ist, da jede ihre individuellen Anwendungsbereiche sowie Vor- und Nachteile hat.

Ein Abgrenzungsversuch des quantitativen und qualitativen Vorgehens gestaltet sich als schwierig, da es Mischformen aus den beiden Ansätzen gibt und die beiden Forschungsformen teilweise nahtlos ineinander übergehen, was im Zusammenhang mit den Verbindungsmöglichkeiten der Methoden näher dargestellt wird. In der Fachliteratur wurden unzählige Versuche unternommen, diese Abgrenzung vorzunehmen. Viele

Autoren ziehen Gegensätze heran, um die beiden Ansätze voneinander abzugrenzen.⁸ Als Beispiel für eine solche Gegenüberstellung soll an dieser Stelle genügen, dass der quantitativen Forschung oftmals ein erklärender Ansatz und der qualitativen Sozialforschung hingegen ein verstehender Ansatz zugrunde gelegt wird. Jedoch sind Verstehen und Erklären kein Gegensatz, denn ohne ein Verstehen des zu erklärenden Inhalts kann keine angemessene Erklärung vorgenommen werden (vgl. Dreier, 1997, S. 76). Zudem ist das Verstehen auch der Prozess, durch den man Erklärungen anderer rekonstruieren kann (v. Saldern, 1995, S. 348). Weiterhin spielt der Vorgang des Verstehens bei bestimmten Phasen eines quantitativen Forschungsablaufs eine wichtige Rolle und im qualitativen Ansatz wird ebenso wenig auf Erklärungen verzichtet (Bortz & Döring, 2005, S. 301; v. Saldern, 1995, S. 348f). Entsprechende Gegenüberstellungen eignen sich lediglich bedingt, um die Ansätze voneinander abzugrenzen.

Bortz und Döring (2005, S. 298) plädieren dafür, solche Gegensätze nicht als Dichotomien zu sehen, sondern allenfalls als bipolare Dimensionen. Sie sollten nur äußerst vorsichtig verwendet werden, da die Kategorien sehr stark von Wertungen überdeckt seien und damit die Forschungspraxis durch sie verzerrt wiedergegeben würde. Dreier (1997) hebt ebenso hervor, dass eine entsprechende Dichotomie „eher zum Zwecke der Methodenprofilierung herangezogen werden kann als zu einer analytisch begründeten Unterscheidung“ (S. 76).

Fromm (1990) hat meines Erachtens eine gute Möglichkeit der Abgrenzung quantitativer und qualitativer Methoden entwickelt (vgl. Kapitel 2.2.1.4). Er geht im Vergleich zu anderen Autoren sehr viel reduzierter an die Abgrenzung heran und hebt die Informationsreduktion als zentrales Unterscheidungsmerkmal quantitativer und qualitativer Forschung hervor. Quantitative Verfahren würden sich durch eine Informationsreduktion mittels numerischer Transformation auszeichnen, die statistische Berechnungen ermöglichen. Bei qualitativen Verfahren hingegen erfolge eine hermeneutische Reduktion, durch die der Forscher mittels Verstehen zu verallgemeinernden und typisierenden Aussagen gelangen wolle.

Gläser und Laudel (2006, S. 25f) hingegen sehen den grundlegenden Unterschied zwischen den beiden Vorgehensweisen in der Art und Weise, wie man zu Schlussfolgerungen über Kausalzusammenhänge gelangt. Das Schließen von statistischen Zusammenhängen auf Kausalzusammenhänge setze die Verwendung quantitativer Methoden voraus, die Identifizierung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen, ihre anschließende Verallgemeinerung sowie die Bestimmung ihres Geltungsbereichs würden die Anwendung qualitativer Methoden nahe legen. Doch auch der quantitative Ansatz beansprucht das Feststellen von Kausalzusammenhängen für sich, weshalb die Unterscheidung vielleicht nicht ganz treffend ist.

Bei Durchsicht der Literatur wird deutlich, dass die Charakterisierungsversuche des qualitativen Ansatzes und die Beiträge zu möglichen Abgrenzungen trotz bestehender

⁸ Beispielsweise zu finden bei Dreier (1997, S. 75), Mohler (1981) und v. Saldern (1995, S. 340).

Unterschiede einen gemeinsamen Kern haben. Jedoch gibt es, wie bereits genannt, keine einheitliche Methodologie qualitativer Sozialforschung und der Begriff „qualitativ“ kann eher als Sammelbegriff oder Etikette für eine oftmals nicht genauer explizierte Grundposition hinsichtlich der Methodik und der Forschungspraxis verstanden werden.

Im Übrigen soll angemerkt werden, dass wohl auch die Wahl der Begriffe „quantitativ“ und „qualitativ“ die Kontroverse beeinflusst hat. Heymann (1984) merkt an, dass diese Begriffe, oder auch Etiketten, nicht glücklich gewählt seien. Denn einerseits würden sie die Aufmerksamkeit zu sehr auf die Frage nach den zulässigen Forschungsmethoden und Auswertungsverfahren lenken, obwohl in der zugehörigen Diskussion ebenso über andere Punkte wie zum Beispiel die Angemessenheit bestimmter Fragestellungen gestritten werde. Und andererseits würden diese Bezeichnungen durch ihre Dichotomisierung ein „Entweder-oder“ nahe legen, das sich seiner Meinung nach forschungspraktisch gar nicht durchhalten lässt. Diese Dichotomisierung erschwere dann ein „balancierendes Abwägen“ (Heymann, 1984, S. 233) der Argumente beider Seiten. Auch van Buer (1984) stimmt diesbezüglich mit Heymann (1984) überein, entschließt sich jedoch trotzdem dazu, die Bezeichnungen quantitativ und qualitativ „als Kürzel im Sinne von Etiketten, die durchaus unterschiedliche und sich teilweise bekämpfende Positionen zusammenfassen“ (S. 253), zu verwenden. Eine entsprechende Verwendung der Begriffe soll im Rahmen dieser Arbeit erfolgen.

3.5 Praktisches Beispiel: quantitative und qualitative Befragung

Um die vorausgegangene Theorie über den quantitativen und qualitativen Forschungsansatz anschaulicher zu machen, werden im Folgenden die quantitative und qualitative Befragung gegenüber gestellt. Anhand dessen werden die bisher theoretisch formulierten Unterschiede noch deutlicher. Dabei soll darauf verzichtet werden, entsprechende negative Wertungen bzw. Kritik anzuführen, die natürlich auch im Bereich der Befragungen zu finden sind. Dieser Abschnitt dient lediglich der Anschaulichkeit und dem Verständnis; der Streit um die Methoden wird hier ausgeklammert.

Quantitative Befragungen werden schriftlich und mündlich durchgeführt. Gemäß den Prinzipien des quantitativen Ansatzes werden die Befragungen vollkommen standardisiert, um eine Vergleichbarkeit der Daten und Ergebnisse zu gewährleisten. Die Formulierung der Fragen, ihre Reihenfolge sowie die Antwortmöglichkeiten und das Interviewverhalten sind daher genau festgelegt und dürfen während der Befragung nicht modifiziert werden. Dadurch ergibt sich der entscheidende Vorteil, dass die Dauer einer Befragung sehr kurz ist. Durch diese Zeitersparnis wird jedoch in Kauf genommen, dass die Breite und Tiefe der Antworten sehr beschränkt sind (Lamnek, 2005, S. 336). Die Standardisierung hat neben der Vergleichbarkeit der Antworten auch eine einfachere Durchführung sowie eine höhere Zuverlässigkeit und eine Reduktion von Fehlern zur Folge. Zudem sind die Interviews in der Auswertung schneller und dadurch preiswerter zu bearbeiten, weshalb innerhalb kurzer Zeit viele Daten erhoben und ausgewertet werden können (Lamnek, 2005, S. 341).

Darüber hinaus liegt in quantitativen Interviews eine in hohem Maße asymmetrische Kommunikationsstruktur vor. Der zu Befragende befindet sich ausschließlich in der Rolle des Antwortenden, während der Interviewer die Rolle des Fragenden übernimmt. Dadurch soll der Befragte nicht beeinflusst und Objektivität erreicht werden. So darf der Interviewer beispielsweise nicht auf Nachfragen des Interviewten eingehen, wodurch kaum Ähnlichkeit zu Alltagsgesprächen besteht (Lamnek, 2005, S. 334f).

In qualitativen Befragungen wird der Beziehung zwischen den Befragten und dem Interviewer gemäß dem qualitativen Verständnis eine bedeutende Rolle zugeschrieben. Der Interviewer soll sich dabei um eine möglichst natürliche Situation bemühen, um Hemmschwellen abzubauen und möglichst authentische Informationen zu erhalten (Diekmann, 2006, S. 445). Daher erfolgt die Durchführung im Regelfall mündlich (Lamnek, 2005, S. 343) und im Gegensatz zu quantitativen Befragungen sind auch Gruppenbefragungen möglich (vgl. Bortz & Döring, 2005, S. 318ff). Das Interview soll sich einem Alltagsgespräch annähern, weshalb auch von einer längeren Dauer auszugehen ist. Die Gestaltung des Interviews ist dabei abhängig vom Befragten und wird von diesem gesteuert, und nicht, wie in quantitativen Befragungen, von den Interessen des Interviewers. Außerdem ist der Interviewer selbst ein „Erhebungsinstrument“, da seine Gedanken, Gefühle und Reaktionen als Informationsquellen dienen und in den Analysen berücksichtigt werden (Bortz & Döring, 2005, S. 308; Lamnek, 2005, S. 350ff).

Das qualitative Interview erfüllt das Prinzip der Offenheit, indem der Interviewer auf unerwartete Aspekte eingeht und die Fragen offen gestellt werden. Auch das Prinzip der Flexibilität ist verwirklicht, da sich der Interviewer an die individuellen Bedürfnisse des Befragten anpasst und die Auswahl der Fälle nach dem theoretischen Sampling erfolgt (Lamnek, 2005, S. 35ff). Um den Verlust der gewonnenen Informationen zu verhindern, werden Aufzeichnungsgeräte verwendet, die dann eine anschließende schriftliche Auswertung ermöglichen (Bortz & Döring, 2005, S. 310).

Generell erhofft man sich durch entsprechende qualitative Befragungen tiefere Erkenntnisse sozialer Sachverhalte als sie in standardisierten Befragungen erlangt werden können (Diekmann, 2006, S. 445). Zudem soll die asymmetrische Kommunikationssituation von Befragungen durch die offene Gestaltung abgemildert werden (Lamnek, 2005, S. 335).

Es gibt viele unterschiedliche Varianten von qualitativen Interviews (vgl. Bortz & Döring, 2005, S. 314; Lamnek, 2005, S. 356). Beispiele sind das narrative Interview und das rezeptive Interview. Im narrativen Interview sollen durch Erzähleregungen erfahrungsnah, subjektive Aussagen über Erlebnisse und Episoden aus der Lebensgeschichte von Befragten gewonnen werden (Diekmann, 2006, S. 449). Der Forscher sollte dabei vor dem Interview möglichst kein theoretisches Konzept entwickeln (Lamnek, 2005, S. 382). Während der Erzählphase soll der Interviewer nur nonverbal sein Interesse und Verständnis signalisieren und den Erzählenden nicht unterbrechen, um möglichst ausführliche Darstellungen anzuregen. In der Nachfragephase kann der In-

interviewer offen gebliebene Hintergründe, Details und Widersprüchlichkeiten durch direkte Nachfragen klären. Das Interview kann optional mit einer Bilanzierungsphase abgeschlossen werden, in der der Befragte zu einer abschließenden Bewertung seiner Geschichte angeregt wird und ihm direkte Fragen nach Motivationen oder Intentionen gestellt werden (Bortz & Döring, 2005, S. 318; Lamnek, 2005, S. 358f).

Das rezeptive Interview ist eine verdeckt stattfindende Befragung, bei der der Interviewer ausschließlich Zuhörer ist. Durch das verdeckte Vorgehen sollen Reaktionen des Befragten auf die Interviewsituation oder den Interviewer ausgeschlossen werden. Jegliche Einseitigkeit soll vermieden werden, weshalb beispielsweise der Ort oder der Zeitpunkt des Gesprächs verändert werden oder sogar der Informant oder der Zuhörer (vgl. Lamnek, 2005, S. 373ff). Der Einstieg in das Interview kann dabei auf zwei Arten erfolgen: einerseits kann die Auskunftsperson von sich aus das Gespräch mit dem Forscher suchen und andererseits kann der Forscher das Gespräch durch allgemeine, gegenstandsorientierte Fragen einleiten. Ist das Gespräch in Gang gekommen, sollte sich der Forscher passiv verhalten und den Erzählenden durch Mimik und Gestik positiv bestärken (Lamnek, 2005, S. 379). Damit ist das rezeptive Interview befragtenzentriert, ist der Lebenswelt des Informanten direkt entnommen und besitzt ein großes exploratives Potential. Es stellt von allen qualitativen Befragungen die offenste dar, da nicht nur die Antworten, sondern sogar die Fragen offen sind. Weiterhin bestimmt der Befragte den Gegenstand des Gesprächs (Lamnek, 2005, S. 375ff).

Diese kurze Gegenüberstellung quantitativer und qualitativer Befragungen hat die sehr theoretischen Ausführungen über den quantitativen und qualitativen Ansatz hoffentlich veranschaulichen und damit verständlicher machen können. Wiederum wird deutlich, dass die qualitative Sozialforschung die Schwächen quantitativer Untersuchungen herausgezogen hat, um geeignetere Befragungsformen zu entwickeln.

IV. DER WISSENSCHAFTLICHE METHODENSTREIT

*„Wogegen ich argumentiere,
ist das seelenverderbte Tabu auf alles,
was nicht quantifiziert werden kann und die
abergläubische Ehrfurcht vor jedem Gekritzel,
das wie Mathematik aussieht.“*
Andreski (1974, S. 140)

Die Uneinigkeit über das Verhältnis der quantitativen und qualitativen Methoden in der Sozialforschung ist nicht neu. Die klassische Diskussion um die Grenzen und Möglichkeiten der beiden Forschungstraditionen begann bereits im 17. Jahrhundert und dauert in abgeschwächter Form bis in die Gegenwart an. Schon Hartmann (1970) weist seinerzeit darauf hin: „Die Diskussion schien ausgestanden, hat sich jedoch jüngstens belebt und verschärft“ (S. 104). Auch Wilson (1982) bezeichnet die Kontroverse um quantitative und qualitative Methoden als die „vielleicht [...] hartnäckigste“ in der Sozi-

alwissenschaft (S. 487). Obwohl einige Wissenschaftler die Kontroverse über lange Zeit hinweg für fruchtlos und irrelevant erklärten (z.B. Ferchhoff, 1986, S. 215; Heinze, 1995, S. 10), konnten die Streitigkeiten bis heute nicht vollends beigelegt werden. Die Problematik stellte sich wohl auch über die Zeit hinweg derart ausdauernd dar, weil die Inkompatibilität quantitativer und qualitativer Forschung in ihren Zielen sowie methodologischen und erkenntnistheoretischen Prinzipien immer wieder betont wurde (Flick, 2006, S. 381). In diesem Zusammenhang wurden die beiden Forschungstraditionen oftmals als unvereinbare Paradigmen aufgefasst.

Nach einer kurzen Einführung in den Methodenstreit wird die historische Entwicklung dieser Kontroverse nachgezeichnet. Auch in der neueren Literatur lassen sich teilweise noch Frontstellungen feststellen, doch hauptsächlich seit den 90er Jahren setzten sich zunehmend vermittelnde Grundpositionen durch, in denen die Methoden nicht mehr als unvereinbar, sondern als komplementär betrachtet und auch kombiniert werden.

4.1 Einführung in den Methodenstreit

Wie in der Hinführung bereits dargestellt, präsentiert sich der wissenschaftliche Methodenstreit in unterschiedlichen Ausprägungen. So sieht Homann (1989, S. 1f), wie bereits erläutert, den Kern der Debatte im fehlenden Ziel sowie der nicht definierten Aufgabe der Sozialwissenschaften. Deshalb sei der Streit ausgebrochen, ob die Sozialwissenschaften zu den Geistes- oder Naturwissenschaften zu zählen seien und welche Methoden aufgrund dessen verwendet werden sollten. Auch Albert (1962) sieht den Kern des Methodenstreits grundsätzlich in der Auseinandersetzung zwischen den geisteswissenschaftlichen Methodologen und den Sozialwissenschaftlern, die den naturwissenschaftlichen Denkstil bevorzugen. Dabei konzentriert er sich bei seiner Darstellung der Auseinandersetzung auf die geistes- und naturwissenschaftliche Entdeckung und Prüfung „wahrer“ Theorien sowie das Problem der reinen Theorie. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird jedoch der umfassende Begriff des Methodenstreits auf die Streitfrage um quantitative und qualitative Methoden reduziert, da keinesfalls alle Ausprägungen dieser Auseinandersetzung behandelt werden können, welche über die Jahrhunderte hinweg ein enormes Ausmaß angenommen hat.

Der eine Pol ist in dieser Diskussion die quantitative Ansicht, man könne ausschließlich durch standardisierte und statistische Methoden zu objektiven Erkenntnissen über das soziale Leben gelangen. Auf der anderen Seite stehen qualitative Wissenschaftler mit der radikalen qualitativen Auffassung, dass durch statistisches Vorgehen das Wesen des sozialen Lebens in seiner Komplexität nicht ergründet werden könne, da quantitative Methoden eine „wesensfremde Struktur und Form an das Geflecht des sozialen Lebens herantragen“ (Wilson, 1982, S. 487, z.B. auch Kromrey, 1998, S. 513) würden. Hierfür müsse das qualitative Vorgehen gewählt werden, bei dem die Phänomene in ihrem natürlichen Kontext untersucht werden.

Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Forschungsrichtungen hat sich in der Vergangenheit weitgehend so gestaltet, dass die qualitative Seite ihren Standpunkt in Abgrenzung vom quantitativen Ansatz entwickelte und die quantitativen Forscher stets die Vorzüge ihrer Methode den Schwächen der qualitativen Erfassung gegenüberstellten. Dies förderte eher, „die ‚gegnerische Position‘ in schwarzen Farben zu malen, als sich um die inhaltliche Konsistenz des eigenen Ansatzes zu kümmern“ (Wolf, 1995, S. 313) und führte dazu, dass sich die Vertreter der beiden Richtungen mehr und mehr unversöhnlich gegenüberstanden. Die Fronten verhärteten sich, wobei keine der beiden Seiten angemessen auf die Kritik der gegnerischen Seite reagierte, sondern überwiegend mit Gegenkritik antwortete, was keine Antworten auf offene Fragen bot (v. Saldern, 1995, S. 342). Die stets neu entflammende Diskussion enthebt sich laut von Saldern (1995) ihrer Wissenschaftlichkeit, da die Konfrontation seiner Ansicht nach auf „Unsicherheit, Unwissenheit und Gegenkritik als Abwehrstrategie“ (S. 342) beruht.

4.2 Historische Entwicklung der Auseinandersetzung

Die Kontroverse zwischen den Anhängern der beiden Forschungstraditionen kann bis in das 17. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Schon zu Zeiten der beiden Frühformen der empirischen Sozialforschung, der deutschen Universitätsstatistik sowie der in England entwickelten Politischen Arithmetik, entbrannte eine bereits sehr aggressiv ausgelegene Auseinandersetzung zwischen den beiden Lagern. Hier entwickelte sich bereits die Kontroverse zwischen quantitativ und qualitativ vorgehenden Wissenschaftler, denn die Universitätsstatistik befasste sich hauptsächlich mit der qualitativen Untersuchung von staatlichen Erscheinungen, wohingegen die Schule der Politischen Arithmetik ihr Ziel darin sah, soziale Sachverhalte quantitativ zu erfassen sowie Gesetzmäßigkeiten festzustellen (Diekmann, 2006, S. 78ff).

Im 19. Jahrhundert bildete sich schließlich durch die allseits vertretene Wissenschaftsgläubigkeit ein sich interdisziplinär abzeichnender Trend zur Quantifizierung aus. In der Folge versuchten die Sozialwissenschaftler, nicht nur das Materielle sondern auch das Soziale mit Hilfe der Methoden der exakten Wissenschaft auf seine Gesetzmäßigkeiten hin zu untersuchen (Atteslander, 2003, S. 10; Bortz & Döring, 2005, S. 301). Aufgrund dieser damaligen starken Orientierung der Sozialwissenschaften an den naturwissenschaftlichen Verfahren fällt es den Forschern laut Atteslander (2003, S. 10) bis heute schwer, sich von den naturwissenschaftlichen Kriterien zu lösen. Noch heute werde im Bereich des Sozialen viel zu oft und auch unnötig quantifiziert und es werde „selbst Qualitatives umgemünzt in Zählbares, obwohl gerade die Naturwissenschaften sich des ‚Quantifizierungs- und Methodenfetischismus‘ längst entledigt haben“ (Atteslander, 2003, S. 10).

Etwa zur gleichen Zeit entwickelte sich erneut eine scharfe Gegenüberstellung zwischen den Vertretern des quantitativen und des qualitativen Ansatzes. Der belgische Statistiker Adolphe Quételet, der auch als Pionier der quantitativen Sozialforschung gesehen wird, setzte sich zum Ziel, so viele Daten wie möglich über das gesellschaftli-

che Leben zu erfassen und dadurch Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. Ihm standen frühe Vertreter der qualitativen Richtung wie beispielsweise der Sozialtheoretiker Frédéric Le Play gegenüber, der als erbitterter Gegner Quételets dessen blinde Quantifizierung kritisierte. Er selbst betrachtete eine direkte Beobachtung der sozialen Wirklichkeit als angemessen und versuchte, möglichst viele Daten über individuelle Fälle zu sammeln (Atteslander, 2003, S. 10ff; Schnell et al., 1999, S. 12; Homann, 1989, S. 198f). Jedoch können diese frühen Formen der Erhebungen wohl nicht als wissenschaftlich betrachtet werden, da keiner der beiden durch das Erfassen der sozialen Wirklichkeit eine Theorie überprüfte. Ihr Ausgangspunkt waren vielmehr eigene subjektive Überlegungen.

Seitdem ist die Diskussion um quantitative und qualitative Methoden bis in die Gegenwart wiederholt entstanden. So auch wieder zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich zwischen den am Einzelfall orientierten, induktiv vorgehenden Wissenschaftlern und den Vertretern des empirisch-statistisch orientierten Wissenschaftsverständnisses eine erneute Kontroverse bildete (Flick, 1995, S. 16). Allerdings setzten der zweite Weltkrieg und die Machtübernahme der Nationalsozialisten der deutschen Sozialforschung überwiegend ein Ende. Die Forscher mussten ihre Arbeiten unterbrechen und teilweise emigrieren, da die empirische Sozialforschung im Dritten Reich vehement unterdrückt wurde. Während dieser Zeit war daher keine nennenswerte Forschung möglich und erst Ende der 40er Jahre blühte die deutsche Sozialforschung wieder auf, da sich die drängenden Probleme wie beispielsweise die Eingliederung der Flüchtlinge oder der Wiederaufbau der Sozialforschung anboten. Die 50er Jahre wurden zur goldenen Zeit der deutschen Sozialforschung und viele der heute noch als klassisch geltenden Untersuchungen entstanden in dieser Zeit (Atteslander, 2003, S. 369f).

Jedoch wurden bald darauf an den deutschen Hochschulen im Rahmen des Positivismusstreits wiederum Streitigkeiten über die Sozialforschung ausgetragen (Atteslander, 2003, S. 371). Diese Auseinandersetzung, die sich hauptsächlich um die Frage nach Werten, gesellschaftlicher Verantwortung und Objektivität im Wissenschaftsbetrieb drehte (Bortz & Döring, 2005, S. 305), steht ebenfalls in engem Zusammenhang mit dem Methodenstreit und kann als dessen direkter Ausdruck betrachtet werden (Homann, 1989, S. 9). Der Streit entzündete sich anhand der im Jahr 1961 vorgetragenen Referate von Adorno und Popper über die Logik der Sozialwissenschaften auf der Tübinger Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft (Garz, 1995; Homann, 1989, S. 314f). Zur Zeit des Positivismusstreits standen auf der einen Seite die so genannten Positivisten, die versuchten, mit Hilfe von rigorosen Prüfverfahren Hypothesen zu falsifizieren und damit vorläufig zu verifizieren (Atteslander, 2003, S. 373). Zudem vertraten sie einen strengen Begriff objektiv wissenschaftlicher Gültigkeit. Objektivität war laut Adorno (1972a) für sie ein „mythologisches Relikt“ (Adorno, 1972a, S. 14). Auch Homann (1989) erwähnt, dass der Positivismus den Anspruch hatte, die „Wissenschaftlichkeit schlechthin zu repräsentieren (Homann, 1989, S. 97). Die quantitative Methodologie basiert in ihren Grundlagen auf dieser Wissenschaftstheorie des Positivismus (Dreier, 1997, S. 69). Auf der anderen Seite standen Anhänger der Kritischen Theorie,

die ihrerseits die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit in Frage stellten. Für sie hatte die empirische Sozialforschung nur eine geringe Bedeutung, da diese ihrer Ansicht nach stets von den Bedingungen der Gesellschaft abhängig sei, die schließlich ergründet werden sollten. Im Laufe des Positivismusstreits sahen sich die einen als „Fliegenbeinzähler“ etikettiert und die anderen als „emanzipatorische Gesellschaftsveränderer“ (Atteslander, 2003, S. 373).

Seit der Kontroverse haben die Anhänger der Kritischen Theorie versucht, die empirische Sozialforschung vom Positivismus zu befreien (Homann, 1989, S. 327) und die quantitative Sozialforschung in Deutschland geriet schließlich unter den verstärkten Druck durch die qualitativen Paradigmen (Atteslander, 2003, S. 336). Die Forschung an den Hochschulen erlahmte in den folgenden Jahren und die sich anschließende Debatte über Sinn und Notwendigkeit der Sozialforschung konnte erst Ende der 70er Jahre beigelegt werden, was zu einer erneuten Ausbreitung der Sozialforschung an den Hochschulen führte. Die Konfrontationen reduzierten sich in der Folge hauptsächlich auf die Gegenüberstellung von quantitativen und qualitativen Verfahren. Eine ähnliche Entwicklung kann auch in anderen Ländern wie beispielsweise Norwegen festgestellt werden (Atteslander, 2003, S. 371).

Jedoch gelang es dem quantifizierenden Ansatz wiederum, sich im Verlauf dieser Debatte gegen die qualitative Methodik durchzusetzen und sich weiter zu etablieren. Erst in den 70er Jahren erreichte die in der amerikanischen Soziologie bereits in den 60er Jahren aufkommende Kritik an der quantifizierenden Sozialforschung auch Deutschland, was eine Renaissance qualitativer Methoden in den Sozialwissenschaften zur Folge hatte. Allerdings entwickelte sich in Deutschland erst Ende der 70er Jahre eine eigenständige und nicht mehr an die Standpunkte amerikanischer Soziologen angelehnte Diskussion über qualitative Verfahren (Flick, 1995, S. 16). Sogleich verlangten einige Autoren, dass die traditionelle quantitative Forschung durch den qualitativen Ansatz abgelöst werden solle. Von dieser Hinwendung zum qualitativen Ansatz erhoffte man sich eine den komplexen sozialen Gegenständen und ihren Wandlungsprozessen angemessenere Erfassung der Wirklichkeit, als dies mit quantitativen Verfahren möglich sei (Flick, 1995, S. 16; Heinze, 1995, S. 10; Mohler, 1981).

Die quantitativen Methoden gerieten zunehmend „in das Kreuzfeuer metatheoretischer Diskussionen“ (Heinze, 1995, S. 10). Die lange Zeit als unwissenschaftlich abgewertete qualitativ orientierte Forschung erhielt mehr und mehr Aufmerksamkeit und sicherte sich „auch jenseits von Nischen ihren Platz“ (Ferchhoff, 1986, S. 218). Ihr Entwicklungsschub in Deutschland Anfang der 80er Jahre wurde unter anderem auch durch das Aufkommen des bereits thematisierten narrativen Interviews und der objektiven Hermeneutik⁹ verursacht, wobei beide Modelle viel versprechende deutsche Entwick-

⁹ Die objektive Hermeneutik ist ein sehr detailliertes und aufwändiges qualitatives Verfahren. Das Ziel ist dabei, durch Texte hergestellte Sinnstrukturen zu rekonstruieren (Steger, 2003, S. 17). Gegenstand der Verfahren sind Protokolle von realen sozialen Interaktionen und Handlungen (Kromrey, 1998, S. 522). Das Verfahren wurde von Ulrich Oevermann in den 70er Jahren entwickelt und hat in den 80er Jahren großen Anklang gefunden. Es wurde als Ansatz betrachtet, der die qualitative Methodik voran bringt (Garz, 1995).

lungen waren und nicht wie beispielsweise das Leitfadeninterview und die teilnehmende Beobachtung aus Amerika übernommen wurden (Flick, 1995, S. 18ff).

Mitte der 80er Jahre entwickelten sich die bereits erwähnten Probleme hinsichtlich der Validität und der Repräsentativität qualitativer Ergebnisse zu zentralen Diskussionspunkten. Bortz und Döring (2005, S. 300) nennen in diesem Zusammenhang auch das Induktionsproblem. Trotzdem wurde die qualitative Forschung für die Sozialwissenschaften immer bedeutender und erreichte bis zu den 90er Jahren einen hohen Entwicklungsstand (Flick, 1991, S. 3). Gegen Ende der 80er Jahre erschienen die ersten Lehrbücher qualitativer Sozialforschung, was bereits auf eine zunehmende Konsolidierung der sich ausdehnenden qualitativen Forschungspraxis hindeutete. Die qualitative Forschung wurde zu einer eigenständigen Disziplin (Bortz & Döring, 2005, S. 306; Flick, 1995, S. 18ff). Allerdings wurde das Potential qualitativer Forschung noch nicht vollständig ausgeschöpft (Flick, 1991, S. 3), aber die Etablierung qualitativer Forschung trug laut Bortz und Döring (2005, S. 306) dazu bei, dass sich die Fronten langsam auflösten und ein gleichberechtigtes Zusammenarbeiten in der Forschungspraxis ermöglicht wurde.

Es kann also festgehalten werden, dass die qualitative Sozialforschung trotz der sich verbreitenden Orientierung an der naturwissenschaftlichen Exaktheit eine lange Tradition in den Sozialwissenschaften hat. Sie kann ungeachtet der teilweisen Verdrängung durch die quantifizierende Forschung durchaus auf eine Erfolgsgeschichte zurückblicken und hat sich „einen nennenswerten Anteil am Forschungskuchen gesichert“ (Garz, 1995, S. 26). An die erste Phase der Konfrontation und strikten Abgrenzung der qualitativen gegenüber den quantitativen Methoden schloss sich also in den 80er Jahren eine Phase der Renaissance des qualitativen Ansatzes an, was unter anderem durch den Positivismusstreit begünstigt wurde, der dem qualitativen Vorgehen durch die vehemente Kritik am quantitativen Vorgehen „beträchtliche Geburtshilfe leistete“ (Reichertz, 1986, S. 2). Die Methodendiskussion erschöpfte sich nun nicht mehr länger in der Abgrenzung gegen die traditionelle Sozialforschung, sondern wandte sich zunehmend der Begründung eines eigenen Paradigmas zu (Steger, 2003, S. 7). Es kam zu einer vollen Entfaltung sowie zum Umsetzungsversuch der qualitativen Methoden in der Forschungspraxis (Ferchhoff, 1986, S. 219ff; Lamnek, 2005, S. 28). Reichertz (1986) kommentiert diesen sprunghaften Anstieg wie folgt: „Plätscherte zur Zeit des Niedergangs der Studentenbewegung noch ein kleines Rinnsal qualitativ verfahrenender Analysen still und wenig beachtet vor sich hin, so ergibt [sic] sich momentan eine wahre Sinnflut solcher Arbeiten auf den neugierigen Leser“ (S. 2).¹⁰

Mittlerweile kann man aus der neueren Literatur schließen, dass sich an die zweite Phase der qualitativen Sozialforschung bereits eine dritte aktuelle Phase anschließt, die vor allem durch das Bemühen um die Kombination quantitativer und qualitativer Methoden gekennzeichnet ist, was im Folgenden dargelegt wird.

¹⁰ Der Diskussionsverlauf um qualitative Verfahren stellte sich in den USA etwas anders dar (vgl. Flick, 1995, S. 19f), doch an dieser Stelle soll eine Darstellung der Entwicklungen in Deutschland genügen.

4.3 Zentrale gegenwärtige wissenschaftliche Argumentationen

„[...] aber wie die Schenkel eines Triangels zusammengeschweißt sind, so sind qualitative und quantitative Analyseschritte miteinander zu verbinden, sie sind aufeinander angewiesen, um einen reinen Klang hervorbringen zu können.“
Mayring (1990, S. 106)

Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die empirische Sozialforschung noch durch „gegenseitige Abschottungen, Verteufelungen oder einfach Missverständnisse“ (Lamnek, 2005, S. 5) geprägt. Atteslander (2003, S. 368) kritisiert die teilweise nach wie vor vorhandenen Extrempositionen: er bemängelt das Vorgehen jener Forscher, die eine unüberschaubare Zahl von Daten generieren, und die er als moderne Nachfahren Quelelets bezeichnet. Zwar sei „das Gewand schillernder geworden, aber die Quantifizierungsmanie ist geblieben“ (S. 368). Er nennt aber auch die den Vertretern der Quantifizierung zahlenmäßig unterlegenen späten Nachfahren von Le Play, die oftmals „unnötig sektiererisch ihren explorativen und explikativen Standpunkt propagieren“ (S. 368). Diese Abschottung und Konfrontation basiert, wie in der ganzen Geschichte des Methodenstreits auch, auf den oben dargestellten Stärken und Schwächen der quantitativen und qualitativen Methoden. Stets wurden die Vorteile des eigenen Ansatzes und die Schwachstellen des „gegnerischen“ Ansatzes betont. Zur Erinnerung sind die wichtigsten der in Kapitel 2 ausgeführten Stärken und Schwächen des quantitativen und qualitativen Ansatzes im Folgenden noch einmal dargestellt.

Stärken des quantitativen Ansatzes	Stärken des qualitativen Ansatzes
Fähigkeit, Wissen überschaubar, handhabbar und anschaulich zu machen	Exploration
Möglichkeit präziser Messungen und effizienter Auswertung	Anpassung an Gegenstand durch Offenheit und Flexibilität
Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse	Keine Verfremdungen durch Abstraktion
Feststellen von Kausalzusammenhängen	Keine Zerlegung des sozialen Gegenstands in Variablen
Vergleichbarkeit der Daten	Generierung reichhaltiger und realitätsge-rechter Daten
Durch Distanz Eignung für problematische Fragestellungen	Orientierung an der sozialen Welt, wie sie sich für den Untersuchten darstellt
→ Nach Meinung der quantitativen Vertreter wissenschaftlicher als das qualitative Vorgehen	→ Nach Meinung der qualitativen Vertreter dem sozialen Gegenstand angemessener, woraus zuverlässigere und gültigere Ergebnisse resultieren würden

Tabelle 3: Stärken des quantitativen und qualitativen Ansatzes

<i>Schwächen des quantitativen Ansatzes</i>	<i>Schwächen des qualitativen Ansatzes</i>
Mangelnde Angemessenheit am sozialen Gegenstand durch → mechanistisches Menschenbild → Zerlegung des Gegenstands in Variablen → Vorstrukturierungen des Gegenstands → Naturwissenschaftliche Ausrichtung	Beliebigkeit und mangelnde Nachvollziehbarkeit durch → Unzureichende Standardisierung → Problem der Darstellbarkeit
Verkürzung sozialer Sachverhalte durch Informationsreduktion	Mangelnde Objektivität durch starke Orientierung an der Subjektivität
Einhaltung der Standards bedingt Alltagsferne der Ergebnisse	Fehlende Vergleichbarkeit der Ergebnisse
Mangelhafte Einhaltung der Gütekriterien	Keine Einhaltung der quantitativen Gütekriterien
Ausgrenzung neuen Wissens	Hoher Aufwand

Tabelle 4: Schwächen des quantitativen und qualitativen Ansatzes

Dieses Abstecken der Handlungsfelder, bei dem ein getrenntes Nebeneinander der Forschungsstrategien herrschte, war eine Lösung, um die Diskussion beizulegen (Flick, 2006, S. 382). Gläser und Laudel (2006) bezeichnen die scharfe Trennung des quantitativen und qualitativen Paradigmas als „ideologische Konstruktion, die die eigene Forschungspraxis durch die Kritik der anderen zu rechtfertigen versucht“ (S. 26). Dieser Streit ließe sich aus der schwierigen Geschichte der Methoden erklären, sei jedoch heute nicht mehr zu entschuldigen, da er die Entwicklung einer einheitlichen sozialwissenschaftlichen Methodologie behindern würde.

In diesem Zusammenhang nehmen die Wissenschaftler zunehmend vermittelnde Positionen ein. Sie wollen zu einer systematischen Klärung der Problematiken beitragen und sehen die quantitativen und qualitativen Ansätze nicht mehr als unvereinbar, sondern als sich ergänzend an (Flick, 2004, S. 67; Lamnek, 2005, S. 5). Um diesem Umdenken der letzten Jahre gerecht zu werden, werden die Argumente für einen vermittelnden Standpunkt angeführt und die verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten quantitativer und qualitativer Methoden mit ihren Potentialen, Problemen und Perspektiven dargestellt.

4.3.1 Tendenz zu einer vermittelnden Position

Bereits seit Jahrzehnten gibt es vereinzelt Wissenschaftler, die eher eine vermittelnde Position einnehmen und eine Beilegung der Debatte um die Forschungstraditionen fordern bzw. zumindest für möglich halten und dadurch den Weg in die aktuelle Phase der Vermittlung bereiten. Schon Hartmann (1970, S. 105) betrachtet die Grenzen zwischen der quantitativen und qualitativen Position als mehr und mehr durchlässig. Jedoch bewertet er diese Entwicklung seinerzeit eher negativ. Entsprechende Äuße-

rungen würden „weniger im Sinne einer Verbrüderung“ vorgetragen als mit der Hoffnung auf Vorteile für die eigene Position, was vor allem für die quantitativen Vertreter zuträfe: „Was heute noch nur qualitativer Analyse zugänglich sei, könne demnächst vielleicht schon durch quantitative Analyse zu erfassen sein, so las sich die eine oder andere ‚Konzession‘ im Klartext“ (Hartmann, 1970, S. 105).

Wilson (1982) sieht eine Annäherung der Positionen viel positiver und nimmt seinerzeit bereits eine Mittelstellung der meisten Sozialwissenschaftler an. Diese würden laut ihm dazu neigen „die Interdependenz quantitativer und qualitativer Methoden in der Forschungspraxis als selbstverständlich anzusehen“ (S. 488). Die Methoden der beiden Ansätze würden sich ergänzen und nicht miteinander in Konkurrenz stehen, denn jeder Ansatz liefere eine Art von Informationen, die für das Verständnis der anderen wichtig sei (Wilson, 1982, S. 501). Auch würde sich die Gewinnung und Deutung quantitativer und qualitativer Daten auf der methodologischen Ebene nicht unterscheiden.

Achtenhagen (1984) argumentiert ebenfalls bereits, dass sich der behauptete Gegensatz zwischen quantitativer und qualitativer Forschung zumindest in forschungspraktischer Hinsicht nicht aufrechterhalten lasse. Er sehe keinen prinzipiellen Widerspruch der Standpunkte auf der Verfahrensebene. Außerdem erübrige es sich auch, die Debatte als Paradigma-Problem zu behandeln, da hierfür die Voraussetzung gelten müsse, dass jede der beiden Forschungstraditionen über Erhebungs- und Auswertungsverfahren verfüge, welche nur ihr vorbehalten und für sie typisch seien. Dies sei bei der qualitativen Sozialforschung nicht gegeben (Achtenhagen, 1984).

Treumann (1986) plädiert dafür, die „unfruchtbaren Polemiken“ zwischen den beiden „Methoden-Fraktionen“ (S. 196) einzustellen, da sich die beiden methodologischen Positionen auf gemeinsame soziale Phänomene beziehen und sich lediglich durch eine unterschiedliche Annäherungsweise an die soziale Realität auszeichnen würden. Daher solle der Einsatz mehrerer Methoden und ihre Kombination in empirischen Arbeiten verstärkt betrieben werden (Treumann, 1986, S.198ff).

Ab den 90er Jahren setzt sich die vermittelnde Grundposition verstärkt durch. Fromm (1990) sieht die Zeit der Konfrontation quantitativer und qualitativer Methoden in seinem Aufsatz bereits als „offensichtlich vorbei“ an (S. 469) und auch nach Wolf (1995) lösen sich die Unsymmetrien zwischen der quantitativen und qualitativen Forschungstradition nach langsam auf, wodurch man endlich dazu übergehen könne, die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Methoden sowie ihre Einsatzmöglichkeiten zu beurteilen. Heinze (1995, S. 11) plädiert dafür, nach Gemeinsamkeiten der Methoden zu suchen, statt die Differenzen der Forschungsmethoden hervorzuheben. Zudem würden quantitative und qualitative Verfahren in einem Verhältnis wechselseitiger Ergänzung stehen und vor allem auch quantitative Methoden qualitative Vorstrukturierungen voraussetzen (Heinze, 1995, S. 14). Atteslander (2003, S.6) hebt ebenso hervor, dass sich die beiden Vorgehensweisen keineswegs ausschließen, sondern sich oftmals gegenseitig bedingen würden und laut Steger (2003) ist in der neueren Literatur eine „Aufweichung des harten quantitativ-qualitativ-Gegensatzes“ (S. 5) festzustellen.

Ein Argument für eine Annäherung der beiden Positionen liegt in den ohnehin knappen Ressourcen der Sozialforschung. Da die Wissenschaftlichkeit empirischer Sozialforschung von Konventionen abhängt und fast nie ausreichende Mittel und Zeit für Forschungsprojekte zur Verfügung stehen, sieht es Atteslander (2003) für die Zukunft als wesentlich an, eine Entscheidung darüber zu treffen, „welcher Anteil der ebenfalls knappen Forschungsressourcen der qualitativ-explorativen und der quantitativ-repräsentativen Ausrichtung zu widmen ist“, wobei hier „kein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-als-auch“ impliziert sei (S. 382).

Zudem sprechen sich mittlerweile viele Wissenschaftler dafür aus, die immer noch festgefahrenen Konfrontationen gänzlich beizulegen, um durch die Anwendung der Methoden und ihre Verknüpfung das Beste für die jeweiligen Forschungsanliegen zu erreichen. "Now that these wars are behind us, researchers are free to use the methods most appropriate to their research question", sind auch Tashakkori und Teddlie (1998, S. x) überzeugt. Mohler (1981) spricht schon im Jahre 1981 an, dass beide Ansätze durchaus voneinander profitieren könnten, wozu allerdings rationaler Diskurs anstelle politischer Argumentation nötig wäre. Von Saldern (1995, S. 361) bezeichnet die Trennung der Methoden als wirklichkeitsfremd und betont, dass es sinnlos sei, wenn sich die beiden Seiten auf der methodologischen Ebene gegeneinander ausspielen. Auch Wolf (1995) hebt hervor, dass ihm jene Diskussionen nutzlos erscheinen würden, die „sich gegen die Frage ihrer Bedeutung für die Forschungspraxis sperren und auf der wissenschaftlichen Ebene verharren“ (S. 314).

Schließlich spielen beide Forschungstraditionen in der Wissenschaft eine unersetzliche Rolle und haben ihre „Daseinsberechtigung“ (Mayring, 2003, S. 19), was bereits Lasswell im Jahr 1972 feststellt: „Vielleicht ist es im ganzen gesehen die wichtigste Feststellung, daß [sic] das Qualitative ebenso wie das Quantitative in der wissenschaftlichen Bemühung eine unersetzliche Rolle spielt“ (Lasswell, 1972, S. 475f). Miles und Huberman (1994) stimmen dem zu: "[...] at bottom, we have to face the fact that numbers and words are both needed if we are to understand the world“ (S. 40). Daher kann es „das richtige Paradigma nicht geben“ (Wolf, 1995, S. 317, Hervorheb. i. O.).

In der Literatur ist die Einstellung mittlerweile weit verbreitet, dass nicht die Bevorzugung eines bestimmten Paradigmas oder individuelle Neigungen über die Anwendung einer bestimmten Methode und das Ausmaß ihres Einsatzes entscheiden dürfen, sondern lediglich das Forschungsziel und die Forschungslogik (Atteslander, 2003, S. 14; Bortz & Döring, 2005, S. 302; Heinze, 1995, S. 10f; Steger, 2003, S. 5; Wilson, 1982; Wolf, 1995). Tashakkori und Teddlie (1998) nennen diesen Sachverhalt treffend "dictatorship of the research question" (S. 20), was „gute“ Forscher bereits beachten würden. Sie würden nach dem "pragmatist credo of ‚what works‘“ (S. 21) arbeiten. Doch dieses Bewusstsein müsse sich in der Praxis erst noch vollständig durchsetzen. Denn in der Praxis hätten sich methodologische Schulen gebildet, die sich stets derselben, bewährten Verfahrensweisen bedienen würden (Mayring, 2001). Dieses „einseitige Schulendenken“ (Mayring, 2001, S. 2) müsse überwunden werden, um eine dem Gegenstand

angemessene Methodik zu ermöglichen, was für die Qualität und den Stellenwert einer Forschungsarbeit entscheidend sei (Bortz & Döring, 2005, S. 302).

Schon Adorno (1972c) betont: „Methoden hängen nicht vom methodologischen Ideal ab sondern von der Sache“ (S. 130). Für die Datenerhebung müssen auch laut Mohler (1981) die Erhebungsinstrumente für jede neue Problemstellung modifiziert werden, wobei man sich nicht nur auf methodische Überlegungen konzentrieren dürfe. Wilson (1982) kommt in seinen Überlegungen ebenfalls zu dem Schluss, dass die Wissenschaftler „methodologische Positionen aufgeben sollte[n], die mit der Forschungspraxis nichts zu tun haben“ (S. 504), da die formale quantitative und qualitative Methodologie korrekturbedürftig sei. Man soll sich laut Wolf (1995) vielmehr um die Kernfrage kümmern, ob es brauchbare Richtlinien gibt, die bei der Konkretisierung eines vorliegenden Forschungsproblems bis hin zur Auswahl der Methoden helfen. Die Antwort auf diese Frage gibt es laut Gläser und Laudel (2006) bislang nicht: es fehle nach wie vor „eine Beurteilung einzelner Methoden danach, welche Informationen man mit ihnen beschaffen kann, unter welchen Bedingungen sie eingesetzt werden können usw.“ (S. 13). Dadurch bleibe für den Sozialforscher die Frage unbeantwortet, „welche Methoden für welche Arten von Untersuchungen (für welche Forschungsprobleme) einsetzbar sind und welche Konsequenzen sich aus der Wahl bestimmter Methoden für die gesamte Untersuchung ergeben“ (Gläser & Laudel, 2006, S. 13).

Aufgrund des sich durchsetzenden Bewusstseins bezüglich der Angemessenheit der Methoden an der Fragestellung wird in der neueren Literatur ein Miteinander der Ansätze gefordert. Die Verbindungsmöglichkeiten der beiden Forschungsrichtungen stehen vor diesem Hintergrund zunehmend im Mittelpunkt (Fromm, 1990; Mayring, 2001; Steger, 2003, S. 3), da mit Hilfe von Verknüpfungen quantitativer und qualitativer Methoden die Forschungsfrage oft effizienter und besser beantwortet werden kann als mit einer einzigen Methode (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 167). Begriffe wie "Mixed Methods" (Tashakkori & Teddlie, 1998) oder „Integrative Sozialforschung“ (Seipel & Rieker, 2003) gewinnen an Bedeutung. Die meisten Wissenschaftler nehmen wohl mittlerweile eine Stellung zwischen den Extremen ein, erkennen auch andere Methoden an und verwenden diese, was auch Bortz und Döring (2005, S. 295) sowie Seipel und Rieker (2003, S. 255) bestätigen.

Fromm (1990) nennt in diesem Zusammenhang zwei Motive für eine Verbindung quantitativer und qualitativer Verfahren: zum einen sei im Bereich der qualitativen Sozialforschung ein großes Bedürfnis vorhanden, die erzielten Informationsmengen zu reduzieren, damit die Ergebnisse entsprechend verallgemeinert und typisiert werden könnten. Hier sei der Einsatz von quantifizierenden Maßnahmen, die ja gerade diese Reduktion ermöglichen, durchaus sinnvoll, damit klarere und verallgemeinerungsfähige Befunde formuliert werden könnten. Zum anderen sei eine Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden auch insofern nahe liegend, da qualitative Untersuchungen meist mit Hilfe der Maßstäbe aus der quantifizierenden Forschung bewertet und aufgrund dessen zu wenig gefördert und auch anerkannt würden. Durch eine Kombination

könne laut Fromm (1990) die Anerkennung und damit die Förderung der qualitativen Forschungsrichtung erhöht werden.

4.3.2 Grundformen der Methodenkombination

Die Bemühungen der Wissenschaftler richten sich zunehmend darauf, Vorschläge für eine möglichst effektive Kombination der Methoden zu machen. Denn quantitative und qualitative Verfahrensweisen können sich im Laufe des Forschungsprozesses durchaus sinnvoll und fruchtbar ergänzen (Kluge, 2001, S. 45).

Eine Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren kann auf ganz unterschiedliche Weise erfolgen. Es ist schwierig, sich in den verschiedenen Modellen der Autoren zurechtzufinden. Teilweise werden sich unterscheidende Begriffe für die gleiche Kombination verwendet und die Kombinationen werden darüber hinaus unterschiedlich klassifiziert, womit Überschneidungen zwischen den Autoren verbunden sind. So nennen Flick (2006, S. 383ff), Fromm (1990) und Wolf (1995) drei Möglichkeiten der Kombination: die additive Verbindung, die Triangulation und die Transformation. Mayring (2001) nennt die Modelle der Vertiefung und Verallgemeinerung sowie das Vorstudienmodell. Die von Miles und Huberman (1994, S. 40ff) vorgeschlagenen Kombinationsmöglichkeiten sind ebenfalls zum Teil sehr komplex und erfordern sehr spezifische Anwendungsmöglichkeiten und Voraussetzungen, was auch Seipel und Rieker (2003, S. 237) bestätigen. Seipel und Rieker (2003) hingegen ordnen die Kombinationen nach der Reihenfolge des Einsatzes quantitativer Methoden und unterscheiden dabei nebeneinander, miteinander und nacheinander.

Ich schließe mich daher der Meinung von Tashakkori und Teddlie (1998) an: obwohl sich bereits einige Autoren zu Methodenkombinationen äußern, "there is a lack of conceptual clarity in many of their articles and chapters" (S. ix). Doch meiner Ansicht nach tragen Tashakkori und Teddlie (1998) ebenfalls nicht dazu bei, die Unklarheiten zu beseitigen. Sie unterscheiden zwischen "mixed method studies" und "mixed model studies". Als "mixed method studies" bezeichnen sie jene Untersuchungen, "that combine the qualitative and quantitative approaches into the research methodology of a single study or multiphased study" (S. 17f), wobei sie diese mit Triangulationen gleichsetzen. "Mixed model studies" hingegen "combine the qualitative and quantitative approaches within different phases of the research process" (S. 19).

Ich habe aufgrund dieser etwas verwirrenden Unterscheidungen versucht, alle Kombinationen auf einen, und zwar möglichst einfachen, Nenner zu bringen und die verschiedenen Vorschläge in eine Struktur zu bringen. Die Einteilung von Seipel und Rieker (2003) erschien mir auf den ersten Blick als die Einfachste und sollte daher ursprünglich übernommen werden, doch bei genauerer Beschäftigung mit der Klassifikation traten einige Unstimmigkeiten auf. Vor allem gestaltete sich eine Abgrenzung zwischen dem Miteinander und Nacheinander als schwierig. Miteinander bedeutet bei Seipel und Rieker (2003), dass die einzelnen Untersuchungsteile aufeinander bezogen werden, was beim Nacheinander jedoch ebenfalls der Fall ist und daher meines Erach-

tens nicht als zentrales Unterscheidungskriterium dienen kann. Auch erschien es mir bei Seipel und Rieker (2003) nicht ausreichend genug, dass die Transformation quantitativer und qualitativer Daten in die jeweils andere Datenform lediglich in einigen Beispielen, jedoch nicht als eigene Form der Kombination angesprochen wurde. Darüber hinaus fehlte mir eine Einteilung nach den unterschiedlichen Phasen des Forschungsablaufs.

Daher habe ich meine eigene Einteilung der Grundformen von Methodenkombinationen entwickelt. Ich unterscheide zwischen den Ebenen der Vorbereitung, Erhebung und Auswertung. In diesen drei Phasen des Forschungsprozesses sind wiederum unterschiedliche Kombinationen möglich, weshalb diese Phasen die übergeordneten Kategorien meiner Übersicht darstellen.

Bei der Durchsicht der Literatur zu entsprechenden Kombinationen kann weiterhin eine häufige Über- bzw. Unterordnung einer Forschungsrichtung ausgemacht werden. Aus manchen Vorschlägen geht deutlich hervor, dass Kombinationen vorgeschlagen bzw. angewendet werden, die den bevorzugten Ansatz des Autors unterstützen und die gegnerische Position eher unterordnen. Die Methoden der anderen Seite werden dabei oftmals nur zur Optimierung oder zum Vorteil der eigenen genutzt (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 44ff). Jedoch können auch Kombinationen identifiziert werden, in denen die Methoden gleichberechtigt eingesetzt werden. Entsprechende Überlegungen zur Über- bzw. Unterordnung und Gleichberechtigung sollen innerhalb meiner Kategorisierung ebenfalls angestellt werden. Auch sollen Beispiele zur Veranschaulichung der teils komplexen Methodenkombinationen angeführt werden.¹¹

Vorbereitung

Meist werden qualitative Methoden im Vorfeld quantitativer Untersuchungen eingesetzt, um Hypothesen zu generieren. Den qualitativen Methoden wird aufgrund ihres explorativen Vorgehens ein großes Potential hinsichtlich der Formulierung von Hypothesen zugeschrieben. Die formulierten Hypothesen werden dann durch quantitative Instrumente überprüft, da sie für präzise Messungen geeignet sind (Seipel & Rieker, 2003, S. 242). Mayring (2001) spricht in diesem Zusammenhang vom Vorstudienmodell. Nach Steger (2003, S. 10) nehmen qualitative Methoden im Vorfeld von quantitativen Untersuchungen eine Erkundung des Forschungsfeldes vor, weshalb sie als Quelle für die Formulierung und Überprüfung von Hypothesen dienen könnten. Auch kann die Konstruktion quantitativer Erhebungsinstrumente durch explorative Vorstudien unterstützt werden (Seipel & Rieker, 2003, S. 242).

Nach Bortz und Döring (2006, S. 297), Witt (2001) und Wolf (1995) ist bei jeder quantitativen Untersuchung zu Beginn ein Perspektivenwechsel mit Hilfe des Einsatzes von qualitativen Instrumenten erforderlich: vor der eigentlichen quantitativen Datensamm-

¹¹ Weitere Informationen und Differenzierungen hinsichtlich der Methodenkombinationen finden sich z.B. bei Tashakkori und Teddlie (1998). Ziel dieser Arbeit ist es, einen Überblick zu schaffen, weshalb diesbezüglich auf weitere komplizierte Ausführungen verzichtet wurde.

lung müsse der Forscher durch eigene Interpretation den Sinn sowie die Reichweite seiner Fragestellung begründen, indem er unter anderem Feldkenntnisse erwerbe, zentrale Variablen identifiziere und die Fragestellung präzisiere. Diese qualitativen Interpretationen müssten dann in quantitative Daten überführt werden, wobei der Übergang der erworbenen qualitativen Daten in quantitative jedoch mit einer erheblichen Informationsreduktion verbunden sei.

Nach Steger (2003, S. 10) spielen qualitative Verfahren in solchen Kombinationen eine untergeordnete Rolle und würden eher eine Art „Handlangerfunktion“ (S. 10) haben, was jedoch meines Erachtens nicht zutrifft. Schließlich wäre die quantitative Untersuchung ohne diesen ersten qualitativen Schritt nicht möglich, es geht also durchaus weit über eine „Handlangerfunktion“ hinaus. Auch Flick (2004, S. 71) ist der Ansicht, dass qualitative Forschung eine notwendige Vorbedingung quantitativer Forschung darstellt und weniger als eine Vorstufe gesehen werden kann. Auch gibt es durchaus Studien, bei denen der Stellenwert des qualitativen Teils über den einer explorativen Vorstudie hinaus geht: Seipel und Rieker (2003, S. 242f) nennen ein Projekt, bei dem auf der Grundlage einer qualitativen Längsschnittuntersuchung eine Typologie von berufsbio-graphischen Gestaltungsmustern entwickelt wurde, welche dann beim Aufsetzen des standardisierten Fragebogens herangezogen wurden.

In der Phase der Vorbereitung können quantifizierende Methoden ebenso für eine Art Vorstudie für eine qualitative Untersuchung herangezogen werden. Nach Seipel und Rieker (2003, S. 227) sowie Kluge (2001, S. 45ff) kann man mit Hilfe von quantifizierenden Methoden zu einer qualifizierten Auswahl von Untersuchungsteilnehmern gelangen, was in der Forschungspraxis bereits zunehmend praktiziert werde. Wenn im Vorfeld der qualitativen Untersuchung klar sei, welche Merkmale für einen systematischen Vergleich bedeutend seien, könne ein quantitatives Sample hinsichtlich dieser Merkmale ausgewertet und als Grundlage für die Zusammenstellung der qualitativen Untersuchungsgruppe herangezogen werden. Dadurch könnten Samples auf einer breiteren Informationsgrundlage und hinsichtlich der jeweiligen Forschungsfragen angemessener zusammengestellt werden (Seipel & Rieker, 2003, S. 231). Jedoch könne unter anderem durchaus das Problem auftreten, dass sich auf diese Weise mitunter sehr heterogene und daher für qualitative Analysen nicht immer praktikable Samples ergeben (Seipel & Rieker, 2003, S. 229). Im Hinblick auf diese Verbindungen könnte eine Dominanz des qualitativen Vorgehens gefolgert werden, da durch die quantitativen Verfahren die qualitative Studie optimiert wird.

Erhebung

Während der eigentlichen Erhebung sind ebenfalls verschiedene Kombinationen möglich. Hier können quantitative und qualitative Methoden sowohl parallel bzw. nebeneinander als auch nacheinander eingesetzt werden, um der Bezeichnung von Seipel und Rieker (2003) zu folgen.

Nebeneinander

Die Form der Kombination, bei der quantitative und qualitative Verfahren innerhalb des gleichen Zeitraums getrennt nebeneinander zum Einsatz kommen, erfordert nach Seipel und Rieker (2003, S. 237f) kaum Voraussetzungen, da eine Bezugnahme der verschiedenen Verfahren aufeinander nicht zwingend erforderlich ist. Werden die Methoden nicht aufeinander bezogen und werden verschiedene Forschungsfragen mit unterschiedlichen Methoden bearbeitet, sprechen Fromm (1990) und Wolf (1995) von einer additiven Verbindung. Werden für jede einzelne Fragestellung die geeigneten Mittel gewählt, können sich die Methoden in einer additiven Verbindung durchaus sinnvoll ergänzen (Fromm, 1990; Wolf, 1995). So ist es beispielsweise denkbar, eine zentrale Erhebung durch ein ergänzendes Verfahren zu unterstützen bzw. zu begleiten (Seipel & Rieker, 2003, S. 237f).

Seipel und Rieker (2003, S. 238f), die diese Form als Flankierung bezeichnen, führen hierzu folgendes durchgeführtes Forschungsbeispiel an: bei quantitativen Erhebungen ergebe sich oft das Problem, dass viele Personen der nach dem Zufallsprinzip bestimmten Stichprobe nicht an der Erhebung teilnehmen wollen, wodurch die schließlich realisierte Untersuchungsgruppe teilweise erhebliche Verzerrungen aufweisen könne. Hier könnten aufgrund des mangelnden Wissens über die Gründe der Ablehnung auch durch statistische Berechnungen sowie die Gewinnung zusätzlicher Befragter die Aussagen nicht immer ausgeglichen werden. Also wurde in der Studie mit Hilfe von qualitativen Analysen untersucht, warum die Personen ablehnten und welche situativen und kommunikativen Faktoren hierbei eine Rolle spielten. Auf der Grundlage dieser Analyse konnte die Kontaktaufnahme zu den ausgewählten Personen und damit die zentrale quantitative Erhebung optimiert werden, da die ursprüngliche Zufallsstichprobe fast vollständig ausgeschöpft werden konnte.

Seipel und Rieker (2003, S. 232ff) nennen in einem vorhergehenden Kapitel zudem eine ähnliche Verbindung, mit der durch qualitative Methoden offene Fragen und diskrepante Angaben innerhalb einer quantitativen Studie aufgeklärt werden können. So könnten beispielsweise Unregelmäßigkeiten, die sich durch Antworten gemäß der sozialen Erwünschtheit ergeben, oder diskrepante Erwartungen und Deutungen, die auf unterschiedlichen kulturellen Hintergründen basieren, durch zusätzliches qualitativ erhobenes Datenmaterial erkannt und geklärt werden. In der Folge könne das standardisierte Erhebungsinstrument qualifiziert weiterentwickelt werden.

Bei diesen Varianten werden also mit den quantitativen und qualitativen Verfahren unterschiedliche Erkenntnisinteressen verfolgt: die in beiden Fällen flankierende qualitative Methode dient der Optimierung der zentralen quantitativen Erhebung und bezieht sich nicht auf die Fragestellung. Es kann auf eine Unterordnung des Qualitativen geschlossen werden. Sicherlich kann sich dieses Ungleichgewicht auch auf die andere Seite verschieben, sobald quantifizierende Methoden eingesetzt werden, um qualitative Untersuchungen zu optimieren. Ein entsprechender Vorschlag findet sich bei Wolf (1995): die die qualitativen Untersuchungen oft abschließenden Typenbildungen sollten

mit Hilfe statistischer Verfahren kontrolliert werden, die ja speziell für solche Anwendungen entwickelt worden seien.

In den bisher vorgestellten Kombinationen wurden mit den verschiedenen Verfahren unterschiedliche Ziele verfolgt. Doch die einzelnen Methodenstränge können auch miteinander in Beziehung gebracht werden, indem sie sich auf dieselbe Forschungsfrage beziehen (Seipel & Rieker, 2003, S. 238). Hier sprechen viele Autoren von einer Triangulation (z.B. Flick, 2004; Mayring, 2001; Wolf, 1995). Die Triangulation wird teilweise sogar als „Königsweg“ der empirischen Sozialforschung gesehen (z.B. Wolf, 1995) und stellt die „komplexeste Verschränkung qualitativer und quantitativer Analyseschritte in einem Analyseprozess“ (Mayring, 2001, S. 8) dar. Meist ist in der Literatur mit dem Begriff der Triangulation eine methodologische Triangulation¹² gemeint, bei der sowohl verschiedene Vorgehensweisen eines Ansatzes, also beispielsweise unterschiedliche qualitative Erhebungsmethoden innerhalb einer qualitativen Untersuchung, als auch quantitative und qualitative Methoden kombiniert werden (Flick, 2004, S. 15f; Seipel & Rieker, 2003, S. 225). Gemäß meiner Themenstellung möchte ich mich auf Letzteres konzentrieren.

Die Triangulation stellt dabei keineswegs eine einheitliche Methode der Kombination dar, es handelt sich vielmehr um eine „methodologische Metapher mit einem weiten Bedeutungsfeld [...], das sich auf unterschiedliche Anwendungen und Problembereiche bezieht“ (Kelle & Erzberger, 2001, S. 96). Der Begriff der Triangulation stammt aus der Trigonometrie und bedeutet die Lagebestimmung eines Punktes durch die Messung zweier anderer Punkte. Bezieht man dieses Vorgehen auf die Sozialwissenschaften, so wird demgemäß versucht, ein bestimmtes Erkenntnisziel durch mindestens zwei unterschiedliche Erhebungsverfahren zu erreichen (Flick, 2004, S. 11; Fromm, 1990; Kelle & Erzberger, 2001, S. 91ff; Wolf, 1995). Eine einzige Fragestellung wird folglich aus mehreren Blickwinkeln angegangen (Mayring, 2001). Jede Verfahrensweise soll dabei ihren individuellen Beitrag zur Analyse des Forschungsproblems beitragen (Treumann, 1986, S. 201). Es geht also „nicht darum, welcher Analyseansatz die richtigeren Ergebnisse erbringt“, sondern die Resultate sollen sich gegenseitig unterstützen, „der Schnittpunkt der Einzelresultate stellt die Endergebnisse dar“ (Mayring, 2001, S. 8).

Doch bei diesem Vorgehen treten einige einschränkend wirkende Probleme auf, da im Idealfall nicht erwartet werden kann, dass zwei verschiedene Methoden das gleiche Ergebnis hervorbringen. Die Probleme, die bei divergierenden, aber auch komplementären Ergebnissen auftreten, werden an späterer Stelle erläutert. Entgegen der ursprünglichen Erwartungen (Fromm, 1990; Kelle & Erzberger, 2001, S. 93) kann eine Triangulation auch die Verlässlichkeit einer Untersuchung von sozialen Gegenständen nicht erhöhen, „weil nicht klar ist, ob sich die Mängel der einzelnen Verfahren ausgleichen, die einzelnen Verfahren dasselbe messen, in welchen Beziehungen zueinander die erfaßten [sic] Variablen stehen, wann sie ‚konvergieren‘ und wann nicht, und

¹² Eine Triangulation kann sich auf verschiedene Aspekte beziehen. So gibt es neben der methodologischen Triangulation auch eine Daten-, Forscher- sowie Theorien-Triangulation (vgl. Flick, 2004, S. 13ff).

schließlich, was das dann bedeutet“ (Fromm, 1990, S. 476). Doch das Modell der Triangulation wird durchaus innerhalb der qualitativen Sozialforschung als Möglichkeit der Validierung genannt (z.B. Lamnek, 2005, S. 158). Dabei wird nach Mayring (2001) keinesfalls „das Finden der Wahrheit im Schnittpunkt der Analyseperspektiven erwartet“, sondern vielmehr „ein schrittweises Erweitern der Erkenntnis durch gegenseitiges Vergleichen unterschiedlicher Herangehensweisen“ (Mayring, 2001, S. 8).

Ein weiteres, mit der Triangulation verbundenes Problem ist, dass die Fantasie des Forschers maßgeblichen Einfluss auf den Forschungsprozess nimmt, da er die quantitativen und qualitativen Befunde mehr oder weniger intuitiv miteinander vergleichen muss (Fromm, 1990). Auch das Problem der Zeitökonomie darf bezüglich der Triangulation nicht außer Acht gelassen werden, da ein solches Vorgehen mindestens zu einer Verdoppelung der erforderlichen Zeit führt und daher mit erheblich höheren Kosten verbunden ist (Wolf, 1995).

Als Beispiel für eine Triangulation kann eine Studie genannt werden, in der qualitative Befragungen und qualitative teilnehmende Beobachtungen mit quantitativen Panelbefragungen kombiniert wurden. Es wurden Orientierungs- und Expertengespräche geführt, teilnehmende Beobachtungen durchgeführt und Aufzeichnungen der Untersuchten quantitativ ausgewertet. Weiterhin wurde eine repräsentative Panelbefragung realisiert. Aus dem Sample dieser standardisierten Befragung wurden wiederum Personen ausgewählt, mit denen zusätzlich qualitative Leitfadeninterviews durchgeführt wurden. Die Erkenntnisse aus diesen Interviews lieferten auf diese Weise hilfreiche Erläuterungen und Kommentare zu der quantitativen Panelbefragung (Seipel & Rieker, 2003, S. 241). Hier wurde folglich ein recht komplexer Methodenmix angewendet. Doch Seipel und Rieker (2003, S. 241) merken an, dass die qualitativen Daten hier in erster Linie zur Illustration der quantitativ ermittelten Erkenntnisse dienten und vermuten, dass die quantitativen und qualitativen Daten nicht ausreichend aufeinander bezogen wurden.

Darüber hinaus können verschiedene Methoden auch innerhalb derselben Instrumente angewendet werden. Dies ist beispielsweise realisiert, wenn im Rahmen eines Fragebogens sowohl geschlossene als auch offene Fragen gestellt werden. Die geschlossenen Fragen dienen dabei als Basis für eine statistische Auswertung, die Antworten auf offene Fragen können entsprechend qualitativ ausgewertet werden (Seipel & Rieker, 2003, S. 238). In diesem Fall kann der Einsatz der Methoden als gleichwertig betrachtet werden, je nachdem, in welchem Verhältnis die offenen und geschlossenen Fragen stehen.

Nacheinander

Die Methoden können innerhalb der Erhebung nicht nur nebeneinander, sondern auch nacheinander in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses eingesetzt werden. Hier sind generell zwei Reihenfolgen möglich: erst qualitativ, dann quantitativ sowie

umgekehrt. Natürlich gibt es auch Studien, in denen komplexere Reihenfolgen verwirklicht werden.

Beispielsweise das Verallgemeinerungsmodell von Mayring (2001) stellt eine entsprechende Form mit der Reihenfolge qualitativ – quantitativ dar. Hier wird eine qualitative Studie komplett durchgeführt und ausgewertet. In einem weiteren Schritt erfolgt eine Verallgemeinerung und Absicherung mit quantitativen Mitteln. So könnten beispielsweise die Ergebnisse eines Fallanalyseprojekts in einer Repräsentativstudie einer breiteren Überprüfung unterzogen werden. Das qualitative Element besitzt in diesem Fall vermutlich einen höheren Stellenwert als der quantitative Teil der Untersuchung.

Für die umgekehrte Reihenfolge quantitativ – qualitativ nennen Seipel und Rieker (2003, S. 243ff) die Möglichkeit, qualitative Verfahren als weiterführende Schritte nach quantitativen Methoden einzusetzen, was von Mayring (2001) als Vertiefungsmodell bezeichnet wird. Durch das anschließende qualitative Vorgehen nehme die Interpretierbarkeit der Ergebnisse zu. Beispielsweise könnte bei vorliegenden Korrelationen die Richtung einer möglichen Kausalität mit Hilfe von Fallanalysen gedeutet werden (Mayring, 2001). Auch sei es möglich, innerhalb eines großen Samples einer quantitativen Studie Extremgruppen und kontrastierende Einzelfälle mit qualitativen Methoden zu identifizieren und diese dann beispielsweise durch qualitative Interviews eingehender zu analysieren (Seipel & Rieker, 2003, S. 243).

Beurteilt man diese Beispiele für den Einsatz von qualitativen Methoden nach den quantitativen, stellt man fest, dass die Informationen aus den qualitativen Verfahren vor allem der Illustration, Bestätigung der quantitativ ermittelten Erkenntnisse dienen, was auch Seipel und Rieker (2003, S. 245) erwähnen. Natürlich muss man an dieser Stelle auch anmerken, dass die Reihenfolge quantitativ – qualitativ alleine wohl nicht möglich ist, da im Vorfeld quantitativer Studien immer qualitative Methoden eingesetzt werden, was dann insgesamt eine Reihenfolge qualitativ – quantitativ – qualitativ ergibt.

Auswertung

Auch auf der Ebene der Auswertung können die erzielten Ergebnisse nebeneinander oder nacheinander eingesetzter quantitativer und qualitativer Verfahren aufeinander bezogen werden (Fromm, 1990; Wolf, 1995). Die häufigste Kombination auf der Ebene der Ergebnisse stellt die Transformation dar, bei der Daten der einen Sorte in Daten der anderen Art überführt werden (vgl. Flick, 2006, S. 386f; Fromm, 1990; Wolf, 1995). So können qualitative Daten in numerische Daten überführt werden, die statistisch ausgewertet werden können. Beispielsweise bei der 1975 durchgeführten Untersuchung der Arbeitslosen von Marienthal wurden die Daten vorwiegend mit Hilfe von qualitativen Methoden gesammelt und dann sowohl interpretativ als auch quantifizierend ausgewertet (Seipel und Rieker, 2003, S. 240f). Genauso sind nach Wilson (1982) quantitative Mittel bei einem grundsätzlich qualitativen Vorgehen notwendig: um die qualitativ ermittelten Daten interpretieren zu können, müssten regelhafte Strukturen entwickelt werden, in die die untersuchten Einzelereignisse eingeordnet werden könn-

ten. Auch Flick (2006, S. 386) nennt die Bedeutung der Überführung qualitativer Daten in quantitative beim Umgang mit Kategorien. Es kann vermutet werden, dass die quantifizierenden Verfahren in beiden Varianten eine eher untergeordnete Rolle spielten.

Doch die Quantifizierung qualitativer Daten birgt ein großes Potential. Auf diese Weise können die teils vagen Aussagen qualitativer Forschung zu Häufigkeiten und Verteilungen überprüfbar gemacht werden. Doch es gibt Grenzen, da die qualitative Datengrundlage aus quantitativer Sicht beschränkt ist. So können sich zum Beispiel die geringen Populationsgrößen und die üblicherweise nichtmetrischen Daten qualitativer Studien als problematisch erweisen (Seipel & Rieker, 2003, S. 249ff).

Umgekehrt kann man quantitative Daten in qualitative, semantische Daten konvertieren, die wiederum qualitativ ausgewertet werden können (Tahakkori & Teddlie, 1998, S. 125f). Die Qualifizierung quantitativer Daten ist allerdings ebenfalls mit Problemen verbunden, weil quantitative Daten aufgrund ihrer starken Reduzierung kaum qualitative Aspekte enthalten. Bortz und Döring (2005, S. 297) bezeichnen eine entsprechende Transformation als unmöglich, da den abstrakten Zahlen ihre Bedeutungsvielfalt nicht nachträglich hinzugefügt werden könne. Auch Flick (2004) ist der Meinung, dass eine solche Überführung schwierig ist, da hier eine „Rekontextualisierung von singulären Daten“ (Flick, 2004, S. 78) vorgenommen werden müsse und sich der Kontext aus den reduzierten quantitativen Daten kaum noch ableiten lasse.

Doch nach Bortz und Döring (2005, S. 297), Witt (2001) und Wolf (1995) ist bei quantitativen Studien immer ein zweiter Perspektivenwechsel mit Hilfe eines qualitativen Vorgehens generell notwendig, sobald am Ende der quantitativen Sammlung und Aufbereitung der Daten extrem reduzierte numerische Resultate vorliegen. Diese müssten interpretiert und damit wieder in sprachliche Zeichen übersetzt, verständlich gemacht und auf die Lebenszusammenhänge bezogen werden, wobei die Kreativität und Intuition des Forschers eine zentrale Rolle spiele. Dies stellt meines Erachtens ebenfalls eine Transformation quantitativer Daten in qualitative dar. Daher gehe ich davon aus, dass Bortz und Döring (2005, S. 297) und Flick (2004, S. 78) bei ihren im letzten Absatz genannten Einwänden gegen eine entsprechende Transformation von einer Umwandlung ohne zusätzliche Informationen sprechen. Denn nur anhand der numerischen Ergebnisse quantitativer Studien kann wohl tatsächlich keine oder lediglich eine eingeschränkte Interpretation vorgenommen werden. Hierzu sind stets zusätzliche qualitative Aussagen notwendig, damit der Kontext erschlossen werden kann und die quantitativen Ergebnisse in ihn eingebettet werden können.

Übergreifend gesehen fällt bei den meisten genannten Kombinationsmöglichkeiten auf, dass sie durch ein Ungleichgewicht geprägt sind. Oft steht die quantitative Teilstudie im Zentrum, während qualitative Verfahren diese ergänzen, illustrieren und optimieren sowie Unklarheiten aufdecken sollen. Dies stellen auch Seipel und Rieker (2003, S. 254) fest, die sich daher für die Zukunft eine ausgeglichene Forschungspraxis wünschen. Es kann jedoch vermutet werden, dass es bis dahin noch einige Zeit dauert,

schließlich muss das einseitige Lagerdenken, das sich über die Jahrhunderte und Jahrzehnte hinweg aufgebaut hat, erst vollständig überwunden werden. Auch wird es wohl noch dauern, bis hinsichtlich der Methodenkombinationen intersubjektiv geteilte Unterscheidungen und Strukturierungen vorliegen, da sich dieses Kapitel der Sozialforschung erst am Anfang befindet. Die momentanen Bestrebungen richten sich bereits erkennbar darauf, einen gelungenen Konsens bzw. eine angemessene Kategorisierung zu finden, auf der praktische Arbeiten aufgebaut werden können. Doch in der aktuellen Phase wird erst noch nach der optimalen Struktur der Kombinationen gesucht und die Autoren versuchen, bereits vorhandene Entwürfe zu optimieren (z.B. Seipel & Rieker, 2003). Doch ich möchte anfügen, dass eine Dominanz des quantitativen Teils auch nicht unbedingt in allen Studien als nachteilig betrachtet werden kann. Schließlich ist eine Anpassung des Vorgehens an die Fragestellung und das Forschungsziel erforderlich und vor diesem Hintergrund kann eine sehr quantitativ orientierte Kombination durchaus in vielen Fällen das angemessenste Vorgehen darstellen.

4.3.3 Integration quantitativer und qualitativer Methoden

Der letzte Abschnitt hat gezeigt, dass quantitative und qualitative Methoden auf ganz unterschiedliche Weise miteinander kombiniert werden können. Bei den jeweiligen Verbindungen entstehen wiederum bestimmte Vorteile, aber auch Schwierigkeiten, die beachtet werden müssen. Die zentrale Frage der Methodenkombination stellt nach Seipel und Rieker (2003, S. 246) aber die Integration der einzelnen Teilstudien bzw. der mit den verschiedenen Methoden erzielten Erkenntnisse dar. Sie unterscheiden in diesem Zusammenhang zwischen den Herausforderungen, die eine Integration quantitativer und qualitativer Ergebnisse birgt und jenen, die mit der Integration unterschiedlicher Datensorten verbunden sind. Eine vollständige Integration bedeutet dabei, dass die jeweiligen Daten bzw. Ergebnisse quantitativer und qualitativer Verfahren sinnvoll zueinander in Beziehung gesetzt werden (Kelle & Erzberger, 2001, S. 89).

Eine Form der Integration, die auf der Ebene der Daten ansetzt und bei der beispielsweise qualitative Daten quantitativ ausgewertet werden, ist selten, obwohl diese in der neueren Methodenliteratur „teilweise stark propagiert und als besonders gelungene Verbindung beider Paradigmen“ (Seipel & Rieker, 2003, S. 249) angesehen wird. Solche Transformationen sind nach Fromm (1990) der „interessanteste und gleichzeitig problematischste Fall einer Verbindung“ (Fromm, 1990, S. 476). Die Grundlage für eine solche Kombination ist die Konvertierung quantitativer Daten in qualitative und umgekehrt, was jedoch, wie bereits genannt, mit Schwierigkeiten verbunden ist. Allerdings wird die Transformation qualitativer Daten in quantitative mittlerweile durch computergestützte Auswertungen erleichtert (vgl. Seipel & Rieker, 2003, S. 249f). Streng genommen werden bei Kombinationen die quantitativen und qualitativen Verfahren bisher in getrennten Untersuchungsschritten eingesetzt und lediglich die mit ihnen erzielten Ergebnisse werden aufeinander bezogen (Seipel & Rieker, 2003, S. 248).

Grundsätzlich können bei Kombinationen quantitativer und qualitativer Methoden übereinstimmende, sich ergänzende oder auch widersprüchliche Ergebnisse erzielt werden (Kelle & Erzberger, 2001, S. 102f). Eine Übereinstimmung ist dabei nur möglich, wenn sich die Daten der Teiluntersuchungen auf identische Aspekte eines Sachverhaltes beziehen (Seipel & Rieker, 2003, S. 246). Stimmen die Befunde überein, erhöht dies das Vertrauen in die Brauchbarkeit der Ergebnisse erheblich (Lamnek, 2005, S. 285). Die Ergebnisse validieren sich in diesem Fall gegenseitig und tragen zur Absicherung der gewonnenen Erkenntnisse bei (Kluge, 2001, S. 44). Doch könnten in diesem Fall auch beide Ergebnisse falsch sein (Kelle & Erzberger, 2001, S. 94). Die Wahrscheinlichkeit dafür hält Lamnek (2005, S. 285) jedoch für sehr gering.

Komplementäre Ergebnisse bei der Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren beziehen sich auf unterschiedliche Objekte, Phänomene und Gegenstandsbereiche (Kelle & Erzberger, 2001, S. 102). Ergänzen sich die Ergebnisse der beiden Methodenstränge, ergibt sich ein vollständigeres Bild des Untersuchungsgegenstandes (Kluge, 2001, S. 44) und die untersuchten sozialen Phänomene werden von verschiedenen Seiten und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet (Kluge, 2001, S. 83).

Doch die Wahrscheinlichkeit, dass eine Methodenkombination divergierende Befunde zur Folge hat, hält Lamnek (2005, S. 287) für wesentlich größer. Dies könne befruchtend wirken, da nicht kompatible Ergebnisse die Suche nach alternativen Erklärungen beschleunigen könnten. Doch heterogene Ergebnisse würden auch eine Vielzahl von methodologischen Problemen mit sich bringen (Lamnek, 2005, S. 291). Dann würden sich die Fragen stellen, wie man mit den unterschiedlichen Ergebnissen umgehen soll, welcher Unterschied toleriert werden kann und vor allem, ob die verschiedenen Ergebnisse durch Mängel in der Untersuchung bedingt wurden oder ob die einzelnen Methoden sogar unterschiedliche Aspekte erfasst haben (Wolf, 1995). Kelle und Erzberger (2001, S. 128) führen sich widersprechende Befunde auf methodische Fehler oder fragwürdige theoretische Konzepte zurück und empfehlen in diesem Fall, den theoretischen Rahmen der Studie einer Kritik zu unterziehen und ihn gegebenenfalls zu modifizieren bzw. zu revidieren. Denn verschiedene empirische Beobachtungen könnten sich immer nur im jeweiligen theoretischen Kontext widersprechen, während sie in einem anderen Kontext durchaus übereinstimmen oder komplementär sein könnten.

Seipel und Rieker (2003, S. 246) betonen vor allem die Vergleichsproblematik hinsichtlich der verschiedenen Ergebnisse: es könne nicht davon ausgegangen werden, dass „die Frage der Übereinstimmung, der Ergänzung oder des Widerspruchs zwischen qualitativ und quantitativ erzielten Ergebnissen immer sinnvoll beantwortet werden kann“ (S. 246). Damit die jeweiligen Ergebnisse verglichen werden könnten, müssten vergleichbare Konstrukte und Operationalisierungen vorliegen. Vor allem seien die Ergebnisse quantitativer und qualitativer Untersuchungsteile auch dann nicht immer vergleichbar, wenn sie auf Vergleichbarkeit und Ähnlichkeit hin angelegt wurden (Seipel & Rieker, 2003, S. 247). Eine Ergebnisintegration ist nach Seipel und Rieker (2003, S. 247f) in mehreren Kombinationskontexten relevant: zum einen sollen bei Modellen,

in denen der Einsatz quantitativer und qualitativer Methoden nacheinander erfolgt, die Ergebnisse einer Teilstudie für die Planung einer weiteren Teilstudie herangezogen werden. Auch wenn qualitativ erhobene Daten für die Konstruktion quantitativer Instrumente herangezogen werden, spielt die Integration eine große Rolle. Schließlich kann eine Integration auch dann notwendig werden, sobald quantitative und qualitative Verfahren zur Optimierung des Samples eingesetzt werden.

4.3.4 Potentiale, Probleme und Perspektiven der Methodenkombination

Es lässt sich festhalten, dass nicht nur die Forschungsfrage und das Ziel der Untersuchung beeinflussen, ob eine Verbindung der Methoden beider Ansätze einen Erkenntnisfortschritt verspricht oder für den Erkenntnisprozess eher hinderlich ist. Auch die Art der Verbindung ist dabei ausschlaggebend (Fromm, 1990). Die Qualität der Forschung „steht und fällt mit der Auswahl angemessener Methoden und mit deren sorgfältiger Anwendung“ (Seipel & Rieker, 2003, S. 253).

Im Bereich der Kombination und Integration von quantitativen und qualitativen Methoden hat sich in den letzten Jahren viel bewegt. Es gibt zahlreiche und verschiedene Vorstellungen und Ansätze für die Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden, was beim Leser für Verwirrung sorgen kann. Daher wurde in dieser Arbeit versucht, eine möglichst einfache Strukturierung vorzunehmen, die in der folgenden Übersicht noch einmal dargestellt ist.

Vorbereitung	Erhebung	Auswertung
<ul style="list-style-type: none"> ▪ quantitativ – qualitativ ▪ qualitativ – quantitativ <p>→ <i>im Sinne von Vorstudien</i></p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ nebeneinander <ul style="list-style-type: none"> → ohne Bezugnahme der Untersuchungsteile (additiv) → mit Bezugnahme der Untersuchungsteile (Triangulation) ▪ nacheinander <ul style="list-style-type: none"> → quantitativ – qualitativ → qualitativ – quantitativ 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ quantitativ – qualitativ ▪ qualitativ – quantitativ <p>→ <i>im Sinne einer Transformation</i></p>

Tabelle 5: Grundlegende Formen der Methodenkombination

Grundsätzlich entsteht bei jeglicher Art von Verbindung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren das Problem, dass sich diese durch unterschiedliche Ansprüche, Hintergründe, Fehlertheorien und auch durch sich unterscheidende Gütekriterien auszeichnen (Fromm, 1990; Seipel & Rieker, 2003, S. 253). Bevor also eine fruchtbare Kombination eingesetzt werden kann, muss geklärt werden, wo die spezifischen Leistungsmöglichkeiten und vor allem auch die Leistungsgrenzen der zu kombinierenden Verfahren liegen (Fromm, 1990). Die Ansprüche und Hintergründe müssen ebenso reflektiert und aufeinander bezogen werden (Seipel & Rieker, 2003, S. 253). Denn „so-

lange von der einen methodologischen Position aus betrachtet als schwerwiegender Mangel gilt, was von der anderen aus betrachtet als großer Vorzug erscheint, ist offensichtlich die Beurteilung einer Kombination [...] ausgesprochen schwierig“ (Fromm, 1990, S. 479).

Deshalb ist ein einheitlicher methodologischer Rahmen notwendig, in dem relevante Aspekte wie beispielsweise konkrete Fehler für die beiden Forschungsrichtungen benannt werden. Auch nach Ferchhoff (1986) ist es unumgänglich, „sich um ‚angemessene‘ [...] Antworten auf methodologische Basisvoraussetzungen, die ‚Wahl‘, Anwendung, Variation, Integration der Methoden in bezug [sic] auf unterschiedliche Gegenstandsbereiche, die Abfolge der Vorgehensweisen, die Standards bzw. die Güte- und Geltungskriterien, der theoretischen Begrifflichkeiten“ (Ferchhoff, 1986, S. 243f) der Methoden zu bemühen. Dadurch könnten die Kombinationen schließlich beurteilt werden und die Verknüpfung der Verfahren würde es ermöglichen, die jeweiligen Mängel auszugleichen, was schließlich zu verlässlicheren Ergebnissen führen würde (Fromm, 1990). Eine zentrale Grundlage der Methodenkombination stellt daher die Offenlegung der jeweiligen Voraussetzungen der Methoden und ihr methodologisches Selbstverständnis dar. Auf dieser Grundlage können nach Seipel und Rieker (2003, S. 223) die Stärken und Potentiale der jeweiligen Methoden genutzt werden, damit die Forschungsfrage gewinnbringender bearbeitet werden kann als mit einzelnen Methoden.

Flick (2006, S. 391) betont, dass die Probleme bei der Kombination von quantitativer und qualitativer Forschung bislang noch nicht befriedigend gelöst seien. Die Versuche der Integration der Ansätze hätten, wie oben bereits deutlich wurde, häufig eine Über- bzw. Unterordnung der einzelnen Vorgehensweisen zur Folge. Wie bereits erwähnt, sind qualitative Verfahren in der quantitativen Sozialforschung nach Steger (2003, S.10) oftmals eine Art „Handlanger“, da qualitativ gewonnene Informationen lediglich zur Illustration und Plausibilisierung quantitativer Befunde dienen würden.

Die Integration konzentriert sich zudem oft auf die Ebene der Verknüpfung von Ergebnissen (Flick, 2004, S. 85). Auch Kelle und Erzberger (2001) kritisieren: „Die methodologische Diskussion über den Sinn und die Ziele der Methodenintegration krankt [...] oft an einer Überfrachtung durch abstrakte methodologische und empirische Argumente, und weist zudem in vielen Fällen eine große Distanz zu praktischen Problemen der Forschungspraxis auf“ (Kelle & Erzberger, 2001, S. 103). Die andauernden Auseinandersetzungen zwischen den quantitativen und qualitativen Lagern hätten dazu geführt, dass bislang wenig Material zur Lösung der Probleme, die bei Mehrmethodendesigns auftreten, zur Verfügung steht (Kelle & Erzberger, 2001, S. 126f). Auch Flick (2004) merkt an, dass die Entwicklung von „tatsächlich integrierten qualitativ-quantitativen Methoden“ weiterhin „ein ungelöstes Problem“ (Flick, 2004, S. 76) bleibt und konkrete Vorschläge für eine Integration beider Ansätze bislang ausstehen würden. Doch insgesamt gesehen trägt die Integration quantitativer und qualitativer Verfahren laut Kluge (2001, S. 44) durchaus zu einem erhöhten Erkenntnisgewinn bei, auch wenn sich beispielsweise durch sich widersprechende Ergebnisse Probleme ergeben.

Die verschiedenen Modelle der Methodenkombination besitzen ebenso wie die quantitativen und qualitativen Methoden Stärken und Schwächen, die bei jeweils unterschiedlichen Fragestellungen zum Tragen kommen. Daher muss auf der Basis der Forschungsfrage entschieden werden, welches Ziel verfolgt und anhand welches Integrationsmodells dieses verwirklicht werden soll (Kelle & Erzberger, 2001, S. 125f). Vor allem bedeuten Methodenkombinationen überdies einen erheblichen Komplexitätszuwachs, was praktische Folgen für das Zeitbudget und die Personalmittel hat (Seipel & Rieker, S. 243ff). Es muss also auf der Grundlage theoretischer Überlegungen für jeden Schritt des Forschungsprozesses festgelegt werden, ob hier ein quantitatives oder qualitatives Vorgehen angemessen ist und wie dieses gestaltet sein soll (Prein, Kelle & Kluge, 1993, S. 47). Es gibt folglich bislang keinen „Königsweg“ der Methodenkombination, so wie Wolf (1995) die Triangulation bezeichnete.

Doch ohne Zweifel bergen die verschiedenen Möglichkeiten der Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren viele Vorteile, wenn die Verbindung angemessen umgesetzt wird. Werden die mittels unterschiedlicher Methoden erzielten Ergebnisse sinnvoll integriert, kann die Verbindung durchaus fruchtbar sein (Seipel & Rieker, 2003, S. 243). So sprechen Seipel und Rieker (2003, S. 252) aufgrund des Einsatzes verschiedener Methoden entsprechenden Kombinationen die Fähigkeit zu, den Blickwinkel einer Untersuchung zu erweitern. Es ergebe sich dadurch die Möglichkeit, dass unterschiedliche Aspekte einbezogen und „blinde Flecken erkannt werden können“ (Seipel & Rieker, 2003, S. 252). Zudem könnten auf diese Weise Zusammenhänge zwischen den soziokulturellen und institutionellen Rahmenbedingungen einerseits und den Deutungsmustern und Sichtweisen der sozialen Akteure andererseits untersucht werden (Kluge, 2001, S. 80). Prein et al. (1993) sehen die Verbindung von qualitativen und quantitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahren als unabdingbar an, um sowohl die „Einseitigkeiten einer strukturfunktionalistisch orientierten Variablensoziologie als auch die beschränkte Perspektive einer allein an subjektiven Relevanzen orientierten qualitativen Forschung zu vermeiden“ (Prein et al., 1993, S. 41).

Nach Kelle und Kluge (2001, S. 162) und Lamnek (2005, S. 158) besitzen systematische Kombinationen von quantitativen und qualitativen Verfahren ein großes Potential für die Entdeckung und Bearbeitung von Validitätsproblemen. So sei es möglich, qualitative Stichproben durch quantitative Daten zu validieren. Dabei werde zunächst eine quantitative Befragung der Gesamtgruppe durchgeführt, um dann bei der Auswahl der Stichprobe für die qualitative Untersuchung relevante Informationen aus dieser Befragung berücksichtigen zu können (Kelle & Kluge, 2001, S. 147ff). Auch stelle die quantitative Untersuchung von qualitativ generierten Hypothesen eine externe Validierung dar und quantitative Untersuchungen könnten ebenfalls durch qualitatives Datenmaterial validiert werden (Kelle & Kluge, 2001, S. 159ff). Seipel und Rieker (2003) bezeichnen dies hingegen als „eher fragwürdig“ (S. 252). Erfolgsversprechender sei der Anspruch, mit Hilfe der Methodenkombination zu einander ergänzenden Erkenntnissen und neuen, weiterführenden Fragen zu gelangen.

Qualitative Untersuchungen können gemäß dem Grundverständnis qualitativer Vertreter durch die zusätzliche Anwendung quantitativer Instrumente an Transparenz und methodischer Stringenz gewinnen, wodurch die qualitative Forschung stärker intersubjektiv nachvollziehbar und überprüfbar werde. Der instrumentell-technische Charakter von qualitativen Forschungsstrategien werde dadurch stärker unterstrichen und die qualitativ erhobenen Ergebnisse könnten durch das Einbeziehen quantitativer Analyseschritte in aller Regel an Verallgemeinerbarkeit gewinnen. Auf diese Weise könne man sich gegen die Vorwürfe mangelnder Wissenschaftlichkeit wehren. Allerdings bestehe die Gefahr, dass die Forscher-Subjekt-Interaktion vernachlässigt werde, wenn man es mit der Anwendung quantitativer Methoden übertreibe (Mayring, 2001).

Auch auf der Seite quantitativ orientierter Forschung bergen entsprechende Kombinationen großes Potential. Durch die Verknüpfung mit qualitativen Analysestrategien gewinnt solche Forschung an Offenheit für den Gegenstand und damit auch an Alltagsnähe. Vorgefasste Konzepte werden stärker in Frage gestellt, die Verbindung mit dem Gegenstand der Untersuchung wird während des gesamten Forschungsprozesses und nicht nur in der Erhebungsphase aufrechterhalten (Mayring, 2001).

Grundsätzlich wird mit Hilfe von Methodenkombinationen versucht, die Stärken der einzelnen Methoden zu nutzen und ihre Schwächen auszugleichen, was aufgrund der Komplexität solcher Verbindungen natürlich nicht immer realisiert werden kann. Vor allem besteht die Gefahr, dass Kombinationen quantitativer und qualitativer Methoden als „Allheilmittel“ verstanden werden und zu hohen Ansprüchen ausgesetzt sind, was Seipel und Rieker (2003, S. 253) bestätigen. Fromm (1990) erwähnt die Gefahr, dass Kombinationen durch die auf den ersten Blick beeindruckende Geschäftigkeit „als Placebo für Forscher und Rezipienten“ wirken könnten, denn „ohne objektive Grundlage vermitteln sie gute Gefühle und Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Forschung“ (S. 480). Seipel und Rieker (2003) warnen vor einer „Euphorie [...], die eine Kombination methodischer Verfahren um jeden Preis befürwortet“ (S. 254). Wie bei den Einzelmethoden müsse die Angemessenheit am Forschungsgegenstand auch bei Verknüpfungen von Verfahren gewährleistet sein und der Sinn einer Kombination könne nur vor dem Hintergrund der Forschungsfragen, Untersuchungsgruppen etc. beurteilt werden.

Für die Zukunft kann festgehalten werden, dass sorgfältige Analysen und Diskussionen der methodologischen und auch methodischen Voraussetzungen und Verfahren beider Forschungstraditionen und deren Kombinationsmöglichkeiten erforderlich sind und dass die Aufmerksamkeit noch intensiver als bisher auf die Methodenkombinationen gelenkt werden muss (Burzan, 2005, S. 158; Seipel & Rieker, 2003, S. 255). Seipel und Rieker (2003) sehen darüber hinaus eine „breitere Verankerung von Methodenkombinationen in der Forschungspraxis“ und eine „Belebung entsprechender Forschungstätigkeit und die Diskussionen der dabei gesammelten Erfahrungen“ (S. 255) als notwendig an, damit sich die integrative Sozialforschung weiter entwickeln könne. Die dargestellten Beispiele von Methodenkombinationen und entsprechenden Integrationen bilden dabei nur einen Ausschnitt aus den vielfältigen Möglichkeiten, die alle-

samt neben den genannten Aspekten einen praktischen Vorteil haben: "a researcher using mixed methods or models must be competent in both the QUAN and the QUAL traditions and must feel comfortable going back and forth between them" (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 59). Diese notwendige übergreifende Kompetenz und die gemeinsame Anwendung quantitativer und qualitativer Methoden können meines Erachtens in hohem Maße dazu beitragen, Missverständnisse zwischen den Positionen endgültig auszuräumen. Unter Umständen kann dadurch vielleicht die vormals „gegnerische“ Position und ihre Argumentationen innerhalb des Methodenstreits nachvollzogen werden. Dies kann eine gute Basis für die Zukunft der quantitativen und qualitativen Sozialforschung bieten, in der nicht eines der Paradigmen dominiert, sondern das "paradigm of pragmatism" (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 167).

V. FAZIT UND AUSBLICK

Trotz aller genannten Bemühungen um eine Beilegung der bereits seit so langer Zeit währenden Streitigkeiten zwischen den Vertretern der an naturwissenschaftlichen Idealen ausgerichteten quantitativen Forschung und denen der qualitativen Verfahren nimmt die Diskussion auch aktuell noch großen Raum in der empirischen Sozialforschung ein. Hier wird oftmals immer noch ein „vehemente[r] Konfrontationskurs“ gefahren, „der ein nach wie vor beherrschendes ‚Lagerdenken‘ bewirkt“ (Reinmann-Rothmeier, 2001, S. 4). In den vorausgehenden Ausführungen dürfte deutlich geworden sein, wie verschieden die einzelnen Perspektiven der Vertreter des quantitativen und qualitativen Ansatzes über die Zeit hinweg waren und auch immer noch sind. Die Darstellung der einzelnen Standpunkte könnte sicherlich noch lange fortgesetzt werden, was diese Arbeit jedoch nicht mehr merklich unterstützen würde.

Der eingangs genannten Aussage von Mayntz (1972, S. 526), das Problem an der Kontroverse sei wohl, dass sich die Ansätze gegenseitig stereotypisiert und damit zu unvereinbaren Gegensätzen gestempelt hätten, während sie tatsächlich in einem Verhältnis notwendiger Ergänzungen stehen würden, kann nun nach eingehender Auseinandersetzung mit dem Thema ohne Einschränkung bestätigt werden. Es kristallisiert sich in der Auseinandersetzung heraus, dass die quantitativen Vertreter dazu neigen, qualitative Untersuchungen am Maßstab ihrer Methodologie zu bewerten. Aufgrund dessen kommen sie notwendigerweise zu einem negativen Urteil. Die qualitativ Forschenden hingegen konfrontieren quantitative Analysen mit ihrem eigenen Wissenschaftsziel, was ebenso ein negatives Urteil zur Folge haben muss. Dies hat dazu beigetragen, dass sich die Fronten zwischen den Positionen verhärteten.

Das Fazit aller bisherigen Überlegungen soll an dieser Stelle sein, dass es den einen richtigen Ansatz nicht geben kann und keiner der beiden Ansätze besser als der andere ist. Jeder Ansatz liefert in speziellen Anwendungsbereichen wertvolle Informationen unterschiedlicher Art. Die Vertreter der beiden Positionen müssen sich vielmehr ge-

meinsam um die notwendige Veränderung der Forschungspraxis bemühen, unfruchtbare Streitpositionen sollten in noch größerem Maße, als es bisher schon der Fall ist, aufgegeben werden und die Interdependenz der Methoden muss in der Forschungspraxis als selbstverständlich angesehen werden.

Ein erster Schritt in die richtige Richtung wäre hierzu, wie bereits genannt, einen einheitlichen Rahmen für die Anwendung der verschiedenen Vorgehensweisen zu entwickeln, damit noch verlässlichere und differenziertere Ergebnisse erzielt werden könnten, was aufgrund der stetig zunehmenden Komplexität der sozialen Lebenswelt für alle Beteiligten förderlich wäre. Die Methoden zur Datenerhebung und deren Analyse stets an der Forschungsfrage zu orientieren und anhand dieser auszuwählen ist vor allem auch eine Voraussetzung dafür, unterschiedliche Methoden gewinnbringend kombinieren zu können (Steger, 2003, S. 5). Jedoch müssen noch weitere Schritte unternommen werden, damit Verknüpfungen von quantitativen und qualitativen Vorgehensweisen mit optimalem Ergebnis erfolgen können.

Abschließend sei noch angemerkt, dass in meiner Arbeit wohl eine Tendenz zur qualitativen Forschung auszumachen ist. Dies war jedoch nicht beabsichtigt und könnte daran liegen, dass meiner Erfahrung nach mehr Informationen zum Methodenstreit in Büchern zur qualitativen Sozialforschung enthalten sind. Bücher zur quantitativen Sozialforschung sind ebenfalls zahlreich vorhanden, jedoch wird der Methodenstreit in ihnen meist nicht thematisiert. Zudem finden sich die für meine Arbeit benötigten Gegenüberstellungen quantitativer und qualitativer Methoden ebenfalls fast ausschließlich in der qualitativen Literatur. Dies hat wohl zu dieser Tendenz geführt, die sich wohl auch darin äußert, dass in der Arbeit teilweise mehr Informationen zu quantitativen als zu qualitativen Methoden vorhanden sind.

Doch ich hoffe, dass ich dessen ungeachtet in der Lage war, den quantitativen und qualitativen Ansatz sowie ihre Grundlagen näher zu bringen und die Auseinandersetzung zwischen den beiden Forschungstraditionen möglichst ausführlich und trotzdem auf das Wesentliche beschränkt darzustellen, was aufgrund des Umfangs des Themas durchaus eine große Herausforderung war. Möge sich der Leser ein Urteil darüber bilden, ob mir Folgendes gelungen ist: "to extend the philosophical and methodological 'bridges' that are under construction between the QUAL and QUAN research traditions" (Tashakkori & Teddlie, 1998, S. 167).

VI. LITERATURVERZEICHNIS

Achtenhagen, F. (1984). Qualitative Unterrichtsforschung. Einige einführende Bemerkungen zu einer kontrovers diskutierten Problematik. *Unterrichtswissenschaft*, 12, 206-217.

Adorno, Th. W. (1972a). Einleitung. In Th. W. Adorno et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 7-79). Darmstadt: Hermann Luchterhand.

-
- Adorno, Th. W. (1972b). Soziologie und empirische Forschung. In Th. W. Adorno et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 81-101). Darmstadt: Hermann Luchterhand.
- Adorno, Th. W. (1972c). Zur Logik der Sozialwissenschaften. In Th. W. Adorno et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 125-143). Darmstadt: Hermann Luchterhand.
- Albert (1962). Der moderne Methodenstreit und die Grenzen des Methodenpluralismus. In: H. Jürgensen et al. (Hg.), *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*. Band 13 (S. 143-169). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Andreski, S. (1974). *Die Hexenmeister der Sozialwissenschaften. Mißbrauch, Mode und Manipulation einer Wissenschaft*. München: List.
- Atteslander, P. (2003). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: De Gruyter.
- Bortz, J. & Döring, N. (2005). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (3., überarb. Auflage). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Böttger, Andreas (2001). „Das ist schon viele Jahre her...“. Zur Analyse biographischer Rekonstruktionen bei der Integration qualitativer und quantitativer Methoden in Panel-Studien. In S. Kluge & U. Kelle (Hg.), *Methodeninnovation in der Lebenslauf-forschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung* (S. 261-274). Weinheim: Juventa.
- Brosis, H.-B. & Koschel, F. (2001). *Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Buer, van, J. (1984). „Quantitative“ oder „qualitative“ Unterrichtsbeobachtung? – Eine falsche Alternative. *Unterrichtswissenschaft*, 12, 252-267.
- Burzan, N. (2005). *Quantitative Methoden der Sozialforschung. Eine Einführung für die Kulturwissenschaften*. Hagen: Junior-Professur für Sozialstrukturanalyse und empirische Methoden. FernUniversität Hagen.
- Diekmann, A. (2006). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Ferchhoff, W. (1986). Zur Differenzierung qualitativer Sozialforschung. Mit einem Vergleich von qualitativer und quantitativer Jugendforschung. In W. Heitmeyer (Hg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 215-244). Weinheim: Juventa.
- Flick, U. (1991). *Handbuch qualitativer Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Flick, U. (1995). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, U. (2004). *Triangulation. Eine Einführung* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Flick, U. (2006). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung* (4. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

-
- Fromm, M. (1990). Zur Verbindung quantitativer und qualitativer Methoden. *Pädagogische Rundschau*, 44, 469-481.
- Garz, D. (1995). Entwicklungslinien qualitativ empirischer Sozialforschung. In König, E. & Zedler, P. (Hg.), *Bilanz qualitativer Forschung*. Band I: Grundlagen qualitativer Forschung (S.11-31). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Garz, D. & Kraimer, K. (1991). Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch. In D. Garz, & K. Kraimer (Hg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen* (S. 1-33). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Girtler, R. (1992). *Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit* (3., unveränd. Aufl.). Wien: Böhlau.
- Gläser, J. & Laudel, G. (2006). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse* (2., durchges. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hartmann, H. (1970). *Empirische Sozialforschung. Probleme und Entwicklungen*. München: Juventa.
- Heinze, T. (1995): *Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven* (3., überarb. und erw. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Herrmann, U. (1989). Die Kommission Wissenschaftsforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. In P. Zedler & E. König & D. Benner (Hg.), *Rekonstruktionen pädagogischer Wissenschaftsgeschichte* (S. 11-19). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Heymann, H. W. (1984). Modellierungsverhalten bei der Erforschung des Lehrer- und Schülerverhaltens. Überlegungen zur „Aufhebung“ des Methodenstreits. *Unterrichtswissenschaft*, 12, 232-251.
- Homann, H. (1989). *Gesetz und Wirklichkeit in den Sozialwissenschaften. Vom Methodenstreit zum Positivismusstreit*. Tübingen: Homann.
- Kelle, U. & Erzberger, C. (2001). Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In S. Kluge & U. Kelle (Hg.), *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung* (S. 89-133). Weinheim: Juventa.
- Kelle, U. & Kluge, S. (2001). Validitätskonzepte und Validierungsstrategien bei der Integration qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden. In Kluge & U. Kelle (Hg.), *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung* (S. 135-166). Weinheim: Juventa.
- Kleining (1995). *Lehrbuch entdeckende Sozialforschung. Band I: Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kluge, S. (2001). Strategien zur Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren. In S. Kluge & U. Kelle (Hg.), *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung* (S. 37-88). Weinheim: Juventa.

- Klüver, J. (1995): Das Besondere und das Allgemeine: Über die Generalisierbarkeit in der qualitativen Sozialforschung. In E. König & P. Zedler (Hg.), *Bilanz qualitativer Forschung*. Band I: Grundlagen qualitativer Forschung (S. 285-307). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kromrey, H. (1998). *Empirische Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Küchler, M. (1983). ‚Qualitative‘ Sozialforschung – ein neuer Königsweg? In D. Garz & K. Kraimer (Hg.), *Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren* (S. 9-30). Frankfurt am Main: Scriptor.
- Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung* (4., vollst. überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Lasswell H. D. (1972). Das Qualitative und das Quantitative in politik- und rechtswissenschaftlichen Untersuchungen. In E. Topitsch (Hg.) (1972), *Logik der Sozialwissenschaften* (8. Aufl.) (S. 464-476). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Mayer, H. (2004). *Interview und schriftliche Befragung. Entwicklung, Durchführung und Auswertung*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Mayntz, R. (1972). Soziologie in der Eremitage?. In E. Topitsch (Hg.) (1972): *Logik der Sozialwissenschaften* (8. Aufl.) (S. 526-541). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Mayring, P. (1990). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken* (1. Aufl.). München: Psychologie-Verlags-Union.
- Mayring, P. (2001). Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse. Forum Qualitative Sozialforschung 2(1). URL: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01mayring-d.htm> (18.07.2007).
- Miles, M., & Huberman, A. (1994). *Qualitative Data Analysis* (2nd ed.). Thousand Oaks: SAGE.
- Mohler, P. (1981). Zur Pragmatik qualitativer und quantitativer Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 33, 716-734.
- Popper, K. (1972). Die Logik der Sozialwissenschaften. In Th. W. Adorno et al., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 103-123). Darmstadt: Hermann Luchterhand.
- Popper, K. (1972). Was ist Dialektik? In E. Topitsch (Hg.) (1972): *Logik der Sozialwissenschaften* (8. Aufl.) (S. 262-290). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Prein, G. & Kelle, U. & Kluge, S. (1993). Strategien zur Integration quantitativer und qualitativer Auswertungsverfahren. Arbeitspapier Nr. 19. URL: <http://www.sfb186.uni-bremen.de/download/paper19.pdf> (18.07.2007).
- Raithel, J. (2006). *Quantitative Forschung. Ein Praxiskurs* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reichertz, J. (1986). *Probleme qualitativer Sozialforschung. Zur Entwicklungsgeschichte der Objektiven Hermeneutik*. Frankfurt: Campus Verlag.

- Reinmann-Rothmeier, G. (2001). *Wissensmanagement in der Forschung. Gedanken zu einem integrativen Forschungsszenario*. (Forschungsbericht 132). München: Lehrstuhl für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie. Ludwig-Maximilians-Universität.
- Saldern, M. v. (1995). Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden. In E. König & P. Zedler (Hg), *Bilanz qualitativer Forschung*. Band I: Grundlagen qualitativer Forschung (S. 331-366). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Schnell, R. & Hill, P. & Esser, E. (1999). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (6., völlig überarb. u. erw. Aufl.). München: Oldenbourg.
- Schwartz, H. & Jacobs, J. (1979). *Qualitative Sociology. A Method to the Madness*. New York: The Free Press.
- Seipel, Ch. & Rieker, P. (2003). *Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung*. München: Juventa.
- Steinke, I. (1999). *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim: Juventa.
- Steger, Th. (2003). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Schriften zur Organisationswissenschaft 1. URL: http://www.tu-chemnitz.de/wirtschaft/bwl5/forschung/schriften/doc/lehr_EinfqualSozialforschung.pdf (18.07.2007).
- Tashakkori, A., & Teddlie, Ch. (1998). *Mixed Methodology. Combining Qualitative and Quantitative Approaches*. Thousand Oaks: SAGE.
- Treumann, K. (1986). Zum Verhältnis qualitativer und quantitativer Forschung. Mit einem methodischen Ausblick auf neue Jugendstudien. In W. Heitmeyer (Hg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 193-214). Weinheim: Juventa.
- Volmerg, U. (1983). Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren. In P. Zedler & H. Moser (Hg.), *Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zur Aktionsforschung, empirischen Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie* (S. 124-143). Opladen: Leske + Budrich.
- Wilson, Thomas (1973). Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1 (S. 54-79). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Wilson, T. (1982). Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 469-486.
- Witt, H. (2001). Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung 2(1). URL: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01witt-d.htm> (18.07.2007).
- Wolf, W. (1995). Qualitative versus quantitative Forschung. In E. König & P. Zedler, (Hg), *Bilanz qualitativer Forschung*. Band I: Grundlagen qualitativer Forschung (S. 309-329). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.